

Renward Brandstetter (1860-1942)



Renward Brandstetter (1860–1942)

Beiträge zum 150. Geburtstag
des Schweizer Dialektologen und Erforschers
der austronesischen Sprachen und Literaturen.
Mit seiner Autobiographie

Schweizerische Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften

Académie suisse
des sciences humaines et sociales

Renward Brandstetter (1860–1942)

Beiträge zum 150. Geburtstag des Schweizer
Dialektologen und Erforschers der austrone-
sischen Sprachen und Literaturen.

Mit seiner Autobiographie

Diese Publikation entstand unter Mithilfe von:

SAGW, Layout:
Manuela Cimeli
Delphine Quadri

Korrektorat und Druck:
rubmedia, Wabern/Bern

© 2012 Schweizerische Akademie der Geistes-
und Sozialwissenschaften, Hirschengraben 11
Postfach 8160, 3001 Bern
Tel. 031 313 14 40, Fax 031 313 14 50
sagw@sagw.ch
<http://www.sagw.ch>

ISBN 978-3-905870-27-5



Inhaltsverzeichnis

Einführung

Iwar Werlen und Jürg Schneider 5

Zu Renward Brandstetter

Renward Brandstetter und die anthropologische Forschung
Wolfgang Marschall 11

Renward Brandstetter als Dialektologe
und Dialektschriftsteller
Walter Haas 17

Theaterhistorische Pioniertaten mit nachhaltiger Wirkung
Heidy Greco-Kaufmann 27

Renward Brandstetter als allgemeiner
und vergleichender Sprachwissenschaftler
Iwar Werlen 45

Die Brandstetter-Sammlung in der Zentral-
und Hochschulbibliothek Luzern
Peter Kamber 59

Autobiographie

Renward Brandstetter (1940):
Meine Lebensgeschichte, von mir selber verfasst
und niedergeschrieben
*Transkription von Jacqueline Achermann
und Iwar Werlen* 69

Persönliche Bemerkungen von Renward Brandstetter
in seinen Privatdrucken
Iwar Werlen 101

Anhang

Bibliographie der Werke Renward Brandstetters	109
SAGW in Kürze ASSH en bref	119

Einführung

Iwar Werlen und Jürg Schneider

Am 28. und 29. Juni 2010 fand an der Universität Luzern unter dem Titel «Revisiting the work of Renward Brandstetter, Swiss linguist and Austronesianist (1860–1942)» ein Symposium zum 150. Geburtstag von Prof. Dr. Renward Brandstetter statt, den er am 29. Juni hätte feiern können. Organisiert wurde es vom Ethnologisch-, Sozial- und Kulturanthropologischen Seminar der Universität Luzern und den Instituten für Sprachwissenschaft und für Sozialanthropologie der Universität Bern. Initiatoren der Tagung waren Dr. Jürg Schneider (Bern), Prof. Dr. Bettina Beer (Luzern), Prof. Dr. Iwar Werlen (Bern) und Prof. Dr. Heinzpeter Znoj (Bern). Die Tagung wurde finanziell vom Forschungsfonds der Universität Luzern, vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften und von der Luzerner Paul Herzog-Stiftung unterstützt.

Renward Brandstetter, zeit seines Lebens tätig als Lehrer an der Kantonsschule Luzern, ist bekannt als wichtiger Schweizer Dialektologe und Erforscher der Luzerner Theaterkultur des 16. Jahrhunderts, aber auch als Mundartschriftsteller, der unter dem Namen «Rämmert vom Mösli» eine Reihe von Mundartgeschichten veröffentlicht hatte.¹ International bekannt wurde er vor allem durch seine Studien zur vergleichenden Grammatik der austronesischen Sprachen. Vier dieser Studien erschienen 1916 auf Englisch unter dem Titel: «An Introduction to Indonesian Linguistics». Brandstetters Bild in der internationalen Forschung ist bis heute davon geprägt. Er hat aber auch danach eine Reihe weiterer Werke publiziert; rund 1500 Seiten (heute online zugänglich über den Katalog der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern). Das Ziel der Tagung war es, ein umfassenderes Bild des Forschers und Menschen Renward Brandstetter zu gewinnen.

In diesem Heft sind Kurzfassungen jener Beiträge vereinigt, die Brandstetters Wirken aus der Schweizer Sicht darstellen. Zugleich wird hier zum ersten Mal die Autobiographie veröffentlicht, deren Manuskript im Staatsarchiv Luzern liegt.

Sie wurde in einer Bachelorarbeit von Jacqueline Achermann erstmals herausgegeben und kommentiert. Frau Achermann hat die Autobiographie an der Tagung vorgestellt; für die Ausgabe wurde sie vom Herausgeber noch einmal überprüft. Eine Reihe von persönlichen Äusserungen, die Brandstetter seinen Aufsätzen mitgab, werden ebenfalls abgedruckt: Sie zeigen das unablässige Bestreben des Autors, Anerkennung für seine wissenschaftliche Leistung zu finden.

Mit dem Beitrag von Wolfgang Marschall (Zürich/Bern) «Renward Brandstetter und die anthropologische Forschung» beginnt das Heft. Marschall stellt eine eigentümliche Wirkungslosigkeit von Brandstetters Forschungen fest und sucht Gründe dafür. Er findet sie einerseits in Brandstetters persönlicher Art und Weise des Schreibens und Forschens, anderseits in seiner Ausrichtung an einer vor allem sprachlich orientierten Völkerpsychologie. Walter Haas (Freiburg i. Ue.) würdigt «Brandstetter als Dialektologen und Dialektschriftsteller». Er zeigt den Dialektologen, der sich mit der Methodik der historischen Mundartforschung beschäftigt, der sich aber zugleich auch immer formal und inhaltlich auf diejenigen Aspekte beschränkt, die er als zentral betrachtet. Dazu gehört auch das etwas seltsame Vorgehen, die eigenen Mundartgeschichten als Quellen für die reine und unverfälschte Mundart zu verwenden. Heidy Greco-Kaufmann (Bern/Luzern) stellt unter dem Titel «Theaterhistorische Pioniertaten mit nachhaltiger Wirkung» die Studien Brandstetters zur Aufführungspraxis und zur Ausstattung des Luzerner Theaters im 16. Jahrhundert dar, die als Erste das historische Theaterwesen Luzerns aus den archivalischen Quellen heraus erschlossen haben. Iwar Werlen (Bern) behandelt in «Brandstetter als allgemeiner und vergleichender Sprachwissenschaftler» die Einbettung von Brandstetters Arbeiten in die zeitgenössische Sprachwissenschaft; es wird dabei deutlich, dass er die historisch-vergleichende Methode mit typologischen und allgemeinsprachwissenschaftlichen Vorgehensweisen verbindet.

Peter Kamber, Leiter der Sondersammlung Handschriften und Alte Drucke der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern, stellt die beiden Brandstetter Vater Johann Leopold und Sohn Renward als Donatoren der Bibliothek vor. Besonders erwähnte er die Sammlung von Büchern zu den austronesischen Sprachen, rund 400 Titel, die man sonst in Schweizer

Bibliotheken vergeblich sucht. Alle Werke von Brandstetter selbst und auch der Katalog der von ihm geschenkten Bücher sind online konsultierbar.

Das Heft schliesst mit der Bibliographie der Arbeiten von Brandstetter.

Obwohl nicht primär Gegenstand des vorliegenden Bandes, muss auf Brandstetters Ruf als Begründer der malayopolynesischen vergleichenden Sprachwissenschaft eingegangen werden. Im Luzerner Kolloquium tat das Robert Blust (Honolulu, Hawaii) unter dem Titel «Brandstetter as Systematizer: Putting together the Pieces of the Austronesian Language Puzzle». Blust, einer der besten Kenner der vergleichenden Austronesistik, zeigte auf, welche Pionierleistungen Brandstetter in einem Gebiet erreichte, das er erst durch den Kontakt mit dem holländischen Gelehrten G. K. Niemann (1823–1095) um 1885 näher kennengelernt hatte: Er wandte sich als erster der Rekonstruktion des Ur-Indonesischen zu, konnte die Richtung der Lautwandels von den älteren zu den jüngeren Sprachstufen erfassen, erstellte ein vollständiges Lautinventar des Ur-Indonesischen, legte eine vergleichende Analyse auch der Morphologie vor, beeinflusste durch die englische Übersetzung seiner Werke englischsprachige Forschende, betonte das Vorherrschen von Passivkonstruktionen (gegenüber aktiven Konstruktionen) in diesen Sprachen und erkannte, dass passive Formen hier nominalen Charakter hatten. Besonderes Gewicht legte Blust auf Brandstetters Entdeckung des «Wortkerns», also von Wortbestandteilen, die – in Blusts Worten – submorphemische Einheiten mit sehr allgemeinen, meist phonästhetischen Bedeutungen darstellten. Die magistrale Darstellung zeigte Brandstetter als systematisch denkenden vergleichenden Sprachwissenschaftler, der allein aufgrund der ihm vorliegenden Texte, Grammatiken und Wörterbücher die genetischen Zusammenhänge zwischen Sprachen herausarbeitete, die er selbst nicht sprach und auch nur sehr selten von nativen Sprechern sprechen gehört hatte.

Als erste seiner Studien zum Malayischen hatte Brandstetter seit 1891 eine Reihe von Übersetzungen malayischen Dichtungen veröffentlicht. Damit befasste sich Holger Warnk (Abteilung für Südostasienwissenschaften der Universität Frankfurt a. M.) unter dem Titel «Mines for Ethnographic Research»: Renward Brandstetter's Studies on Malay Litera-

ture». Er zeigte auf, dass Brandstetter sich für seine Übersetzungen verkürzter Editionen bediente. Er «reinigte» bei der Übersetzung den Text von Wiederholungen, übersetzte frei und war primär am Inhalt interessiert. Warnk betonte dagegen, dass die malayische Literatur als orale Literatur essenziell Wiederholungen aufweist, die für die Rezitation der Texte notwendig sind. Brandstetter dagegen betrachtete sie als «eine wichtige Fundgrube für ethnographische Forschung», die ihm das Wesen und die Kultur der Malayen erschliessen sollte. Neben dieser Prosadichtung übersetzte Brandstetter auch gereimte Texte (Syair), die er allerdings nicht in Reimen wiedergab. Er schätzte ihren poetischen Wert höher ein als den des zuerst übersetzten Epos, kritisierte aber auch hier die Wiederholungen und die stereotypen Charakterisierungen der Protagonisten. Brandstetter las die Texte auf der Folie der romantischen Volks-Ideologie, die seit Herder und den Brüdern Grimm in Deutschland gängig war. Warnk konnte abschliessend eine Trouvaille präsentieren: die Übersetzung von malayischen Gesängen, die der Komponist Paul J. Seelig (1876–1945) für Piano vertont hatte.

Roger Tol, Direktor des Royal Netherlands Institute of Southeast Asian and Caribbean Studies in Jakarta (KITLV), gab in seinem Vortrag «Renward Brandstetter, Buginese, and Informants» einen kurzen Überblick zur Erforschung des Buginesischen (Süd-Sulawesi). Als Pionier dieser Forschung gilt B. F. Matthes (1818–1908), den Brandstetter über Niemann kennengelernt hatte. Brandstetter selbst hatte vier Arbeiten zum Buginesischen veröffentlicht, davon zwei vergleichende sprachwissenschaftliche Abhandlungen und zwei Übersetzungen, denen sich Tol zuwandte. Auch hier musste sich Brandstetter auf ungenügende Editionen der Handschriften stützen; im Fall des Buginesischen kommt hinzu, dass die Schrift keine Wortzwischenräume kennt und deswegen sehr interpretationsabhängig ist. Matthes hatte seine Editionen aufgrund der ihm zugänglichen Manuskripte herausgegeben, ohne seine Eingriffe deutlich zu machen. Entsprechend sind auch diese Übersetzungen Brandstetters aus der Sicht der heutigen Wissenschaft ungenügend. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht jedoch erkannte Brandstetter in seiner Einleitung in die Übersetzung der Geschichte vom König Indjilai die Schwierigkeiten, die das Buginesische für die sprachwissenschaftli-

che Analyse bot. Tol wies nach, dass die fehlende Kenntnis des gesprochenen Buginesischen, wie schon im Fall des Malayischen, dazu führte, dass Eigenschaften der poetischen Sprache der Denkmäler als gängige Eigenschaften der Sprache aufgefasst wurden – Brandstetter war in diesem Sinn ein «armchair-Linguist». Matthes hatte für die Beschreibung des Buginesischen nur die Kategorien der griechisch-lateinischen Grammatik zur Verfügung und konnte manches nicht verstehen – etwa das, was er «scharfe Vokale» nannte, ohne zu erkennen, dass es sich um einen Glottisverschlusslaut handelte, was Brandstetter richtigstellte. Brandstetter entwickelt so ein eigenständiges Verständnis des Buginesischen.

Waruno Mahdi (Berlin) referierte über «Renward Brandstetter's comparative analysis of the Indonesian mind». Er wies auf einen sonst unbekanntem Schweizer Vorläufer hin – Georg H. Werndly (1693–1744), der 1736 eine Malaiische Sprachkunst (= Grammatik) auf Holländisch veröffentlicht hatte. Werndly war nur einer von vielen Gelehrten, welche die indonesische Kultur und Sprache wertschätzten – eine Einstellung, die sich gegen koloniales Überlegenheitsdenken stellte. Diese gleiche Einstellung war auch für Brandstetter kennzeichnend. Das zeigen neben seinen expliziten Äusserungen auch die vielen Arbeiten, in denen er sich mit dem Wortschatz im Bereich von Seele, Religion, Natur und Mensch befasste. Mahdi referierte die betreffenden Arbeiten und interpretierte sie als eine ständig sich erweiternde und vertiefende Einsicht in die Welt der austronesischen Sprachen und Kulturen. Sie führte Brandstetter zum Reihentitel «Wir Menschen der indonesischen Erde», mit dem er sich zum Sprachrohr der Menschen machen wollte, deren Sprachen und Kulturen er erfasste. Mahdi betonte diesen humanistischen Grundzug Brandstetters auf dem gleichzeitigen Höhepunkt kolonialistischen Denkens als eine seltene Ausnahme.

Walter Haas las zum Schluss der Tagung in lebendiger Art und Weise zwei der Mundartgeschichten von Brandstetter vor und rundete damit das Bild einer Persönlichkeit ab, die in ihrer schillernden Vielseitigkeit immer noch rätselhaft erscheint. Das vorliegende Heft sollte einiges zur Kenntnis dieses Gelehrten beitragen, den es in der heutigen wissenschaftlichen Kultur in der gleichen Form vermutlich nicht mehr geben könnte.

Die SAGW hat sich bereit erklärt, die Schweizer Beiträge zur Tagung in diesem Heft zu veröffentlichen. Ihr sei dafür gedankt. Dank gebührt auch dem Leiter des Luzerner Staatsarchivs, Dr. J. Schmutz, der uns die Autobiographie Brandstetters zugänglich machte, und Frau J. Achermann, die Ausgabe und Kommentar der Autobiographie zur Verfügung stellte.

Die Beiträge zum Symposium, das in englischer Sprache gehalten wurde, sind in überarbeiteter Form im Harrassowitz-Verlag in Frankfurt erschienen.

Literatur

Blust, Robert und Jürg Schneider, Hg. (2012), *A World of Words: Revisiting the Work of Renward Brandstetter (1860–1942) on Lucerne and Austronesia*. Frankfurter Forschungen zu Südostasien Bd. 8, Harrassowitz: Wiesbaden.

Brandstetter, Renward (1980), *D Möischerer und de heilig Sant Michel. Puuretüütschi Gschichtli vom Rämmert vom Mösli*, hrsg. von Walter Haas, mit Ill. von Paul Nussbaumer, Hitzkirch: Comenius.

Anmerkung

- 1 Diese Geschichten sind leicht zugänglich in der Ausgabe von Walter Haas (Brandstetter 1980).

Renward Brandstetter und die anthropologische Forschung

Wolfgang Marschall

In der erst 53 Jahre nach ihrer Fertigstellung aus dem Nachlass publizierten Abhandlung «Ein Muster für all-indonesische Sprachvergleiche» schreibt Renward Brandstetter am Ende der Einführung unter § 11, Vorarbeiten und Vorbilder: «Vorarbeiten standen mir nicht zu Gebote. Und auch keine Vorbilder» (Brandstetter 1992, 2). Knapper kann kaum formuliert und deutlicher kaum dargelegt werden, in welcher Situation sich Brandstetter 1939 befand. Der 79-jährige pensionierte Gymnasiallehrer und von Sprachforschern in Europa und im weiteren indonesischen Sprachraum geschätzte Linguist Brandstetter schreibt nach über 50 Jahren intensiver Forschung zu den west-malayo-polynesischen Sprachen in dieser, seiner letzten Abhandlung, dass ihm Vorarbeiten nicht zu Gebote standen. Es gibt zu dieser Zeit niemanden, der mit vergleichbarem Wissen, ähnlich hohen Ansprüchen und der für Brandstetter charakteristischen knappen, fast asketischen Formulierung Forschungsergebnisse von Brandstetters Qualität vorlegen kann. In dem im Jahr 1934 erschienenen «Vergleichende Lautlehre des indonesischen Wortschatzes» betont deren Autor, Otto Dempwolff, seine grosse Verpflichtung gegenüber Brandstetter, von dem er so vieles übernommen hat. Für Brandstetter gibt es nicht einmal von Dempwolff etwas zu übernehmen. Brandstetter ist allen anderen in der Linguistik der malayo-polynesischen Sprachen voraus, aber seine Wirkung entspricht nicht der Qualität seiner Schriften.

Für dieses Missverhältnis können Gründe genannt werden. Der erste ist das Umfeld, in dem Brandstetter wirkt. Luzern ist nicht Universitätsort, Brandstetter hält keine Vorlesungen, es gibt keinen Universitätsverlag oder keine an eine Universität gebundenen Verlage, in denen Bücher und Reihen erscheinen. Brandstetter publiziert bei rührigen, doch letztlich kleinen Verlagen. Diese machen zwar Werbung, aber in kleinem Rahmen, und eine linguistisch interessierte Leserschaft zu schaffen, ist schwer, wenn es sich nicht um die «klassischen» Sprachen

handelt. Brandstetter bezahlt seine Publikationen, die in kleinen Auflagen erscheinen, selbst.

Ein zweiter Grund für das Missverhältnis von Qualität und Wirkung in Brandstetters Schriften liegt in der Anordnung der Abhandlungen. Brandstetter hat mehrere Serien von Publikationen begonnen, solche Serien umbenannt und einzelne Abhandlungen mehrfach Reihen zugeordnet. Das tut der Qualität der Publikationen keinen Abbruch, wohl aber ihrer Wirkung. Verbunden mit den zahllosen Absichtserklärungen zu kommenden Untersuchungen, von denen mehrere nie erschienen sind, hat diese Art zu veröffentlichen auch interessierte Leser abgeschreckt. Vielleicht wäre der Qualität der Schriften auch eine entsprechend hohe Wirkung gefolgt, hätte Brandstetter auch nur einmal eine grössere Schrift im Bereich der malayo-polynesischen Sprachwissenschaft verfasst, so, wie er es in der Germanistik getan hat.

Ein dritter Grund für das Auseinanderklaffen von Qualität und Wirkung der Schriften Brandstetters könnte seine Art zu schreiben gewesen sein. Da ist zum einen die knappe Schreibweise, die Linguisten und Freunden konziser Sprache hochwillkommen ist, den vielen potenziell Interessierten jedoch das Lesevergnügen raubt. Verkehrt sich diese Schreibweise dann – wie im ersten Heft der Serie «Wir Menschen der indonesischen Erde» – in eine impulsive Stellungnahme des als Indonesier auftauchenden Brandstetter gegen den Kolonialismus, ist eine weitere Gruppe potenziell interessierter Leser verschreckt. Es sind dies sowohl deutsche Leser, die nach dem Ersten Weltkrieg immer noch vom Wiedergewinn ihrer früheren Kolonien träumten, als auch niederländische Leser, denen ihr «Niederländisch-Indien» eine Selbstverständlichkeit war und deren Kolonialregierung zudem den Gebrauch des von Brandstetter verwendeten Wortes «Indonesien» untersagt hatte. In der Schweiz hatte Brandstetter mit seinen malayo-polynesischen Untersuchungen ebenso wenig eine namhafte Leserschaft wie in Österreich. Weltweit gesehen, bildeten einzelne und verstreut lebende Linguisten die überschaubare Lesegemeinde des genialen Luzerner Sprachwissenschaftlers.

Dass der Hamburger Linguist Otto Dempwolff erklärte, wie viel er für seine Untersuchungen Brandstetter verdankte, sich jedoch von dessen schöngeistiger Schreibweise distanzierte, kann nur auf dieses emphatische Eintreten Brandstetters

für die Indonesier gemünzt sein und sollte wohl die ungeheure Schuld Dempwolffs Brandstetter gegenüber in den Hintergrund treten lassen.

Schwer zu entscheiden ist, ob Brandstetter als «Stubengelehrter» die Wirksamkeit seiner Forschungen eingeschränkt hat. Immerhin waren die 20er- und 30er-Jahre in der Anthropologie und auch in der Sprachwissenschaft geprägt von «Feldforschungen», also den langen, nach Möglichkeit ein Jahr dauernden und damit einen Jahresablauf umfassenden Untersuchungen an einem Ort, und in dieser Hinsicht hatte der auf das engere Mitteleuropa als Lebensbereich beschränkte Brandstetter nichts vorzuweisen.

Wenn schon Brandstetters Wirkung in seinem ausser-europäischen Forschungsbereich, der vergleichenden und analytisch erörternden Sprachwissenschaft malayo-polynesischer Sprachen – und dieses Untersuchungsfeld reichte für ihn von Madagaskar bis in die Philippinen und von Aceh bis zur Osterinsel –, weit hinter der Qualität seiner Untersuchungen bleibt, so gilt dies noch stärker für die Anthropologie, die zu Brandstetters Zeiten noch Völkerkunde hiess.

Brandstetter und die Völkerkunde

Renward Brandstetter hatte kein Verhältnis zur Völkerkunde. Woher auch hätte er es in seinen frühen Jahren gewinnen können? In Basel, wo er studierte und bei Franz Misteli (1841–1903) promoviert wurde, hatte die glanzvolle Zeit der für die Völkerkunde so bedeutenden Vettern Paul und besonders Fritz Sarasin noch nicht begonnen, und über seinen Landsmann Pfyffer zu Neueck, der vorprofessionelle, jedoch aufschlussreiche Informationen zur Kulturgeschichte Javas lieferte, hat Brandstetter sich nicht geäussert. Seine knappe Studienzeit in Deutschland hat er vor allem im Krankenstand zugebracht. Es gibt keine Hinweise auf sein Interesse an der deutschen Völkerkunde der Zeit, und auch die niederländische «volkenkunde», die mit mehreren Publikationsreihen sowohl im Koninklijk Instituut voor taal-, land- en volkenkunde in Leiden als auch in der Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen in Batavia (Jakarta) aufwarten konnte, hat Brandstetters Interesse nicht gefunden. Grammatiken, Wörterbücher und

einheimische Texte sind sein Lesestoff. Brandstetter ist auf die Sprachen konzentriert, und das ist er in umfassendem Sinn. Seine Untersuchungen zu Lautbeständen, zum Verhältnis von Wurzel und Wort, zu den Formantien, zu Grammatik und Syntax, zu den semantischen Feldern und zu den Literaturen sind grundlegend, richtungweisend und zum grössten Teil immer noch gültig. Aber zu den Sprechern der Sprachen ist bei ihm keine Beziehung entstanden. Nur an einer einzigen Stelle scheint dieser Satz nicht zu stimmen, und zwar dort, wo er den Begriff «Völkerpsychologie» verwendet.

Die Völkerkunde und Brandstetter

Kaum jemand in der Völkerkunde = Ethnologie = Anthropologie hat Brandstetter wahrgenommen, geschweige denn zur Kenntnis genommen. Alle schon genannten Gründe sind dafür verantwortlich zu machen. Dabei hatte es ja in der «Völkerpsychologie» als einem Zweig der Anthropologie eine terminologische Brücke gegeben, die über Brandstetters bewunderten Basler Lehrer Franz Misteli sich spannte. Der Beginn der Völkerpsychologie ist mit den Namen Moritz (Moses) Lazarus (1824–1903) und Heymann (Hajim) Steinthal (1823–1899) verbunden, die seit 1860 die «Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft» herausgaben. Lazarus hatte ein Konzept der Völkerpsychologie schon 1851 publiziert, hatte später jedoch von dem darin entworfenen strengen Zusammenhang zwischen einem Volk und einer dazugehörigen Volkspychische Abstand gewonnen (Lazarus 2003, IX) und sich mehr für das Zusammenleben unterschiedlicher Individuen und Gruppen in einer Gesellschaft interessiert (Berek 2009).

Einer der zur Mitarbeit an der «Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft» eingeladenen Wissenschaftler war Franz Misteli, der von 1871 bis 1890 als Autor häufig in Erscheinung tritt, und vermutlich hat Brandstetter über ihn den Begriff «Völkerpsychologie» aufgenommen und später verwendet. Brandstetter wusste selbstverständlich auch von der Zeitschrift, in der er einen seiner ersten Aufsätze zur malayo-polynesischen Linguistik publiziert, «Malayische Studien (über die Präpositionen)» (Brandstetter 1887). Dies ist ein rein linguistischer Aufsatz.

Mehrfach verwendet Brandstetter in seinen Abhandlungen den Begriff «Völkerpsychologie» und «völkerpsychologisch», sodass man daraus auf eine enge Verknüpfung mit dieser völkerkundlichen Richtung schliessen könnte; oder wenigstens mit der Lazarus-Steinthal'schen Richtung, denn eine zweite Richtung der Völkerpsychologie, getragen vor allem von Wilhelm Wundt (1832–1920), nahm einen völkischen und nationalistischen Charakter an, dem Brandstetter keinesfalls das Wort geredet hätte. Auch die verwandten, hauptsächlich nordamerikanischen Studien zum Nationalcharakter verschiedener Gesellschaften hätten Brandstetters Unterstützung sicherlich nicht gefunden. Bei genauem Hinsehen aber stellt sich heraus, dass Brandstetter den Begriff «Völkerpsychologie» und das abgeleitete Adjektiv nur verwendet, um sich den sprachlichen Ausdrücken psychischer Dispositionen und Äusserungen in den unterschiedlichen Gesellschaften seines grossen Arbeitsgebietes anzunähern, wobei «psychisch» ganz im Sinne der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gemeint ist, als die Gesamtheit emotionaler und intellektueller Haltungen und Mitteilungen.

Es gibt also nicht einmal zu diesem Zweig der Völkerkunde eine Beziehung von Brandstetters Seite. Und wenn er trotzdem hoch geehrt wird und von Anthropologen (Ethnologen, Völkerkundlern) viel stärker wahrgenommen, und viel mehr gelesen werden sollte, worin ist diese Empfehlung begründet? Sie ist begründet in der Begeisterung, mit der Renward Brandstetter nicht nur die Verbindungen zwischen den Sprachen der austronesischen Sprachfamilie aufzeigt, Lautgesetze weiterentwickelt oder erstmals aufstellt, dem Lautmaterial der Sprachen und den Formantien auf detaillierte Weise nachspürt, sondern – für die Anthropologie das Bedeutendste – die semantischen Felder der Wörter bis zu einem Grad auslotet, der zu seinen Zeiten unerreicht war und der in vielen Feldern bis heute unerreicht bleibt. Wer ernsthaft Feldforschung betreiben will, muss die Sprache seiner Gegenüber sprechen, und je mehr sprachliche Feinheiten erkundet und verwendet werden können, desto feiner werden auch die Darstellungen und Analysen der nichtsprachlichen Lebenswelt werden. Diese Mahnung und Ermunterung finden Anthropologen bei Renward Brandstetter in aussergewöhnlicher Intensität.

Literatur

- Brandstetter, Renward (1887), «Malayische Studien (über die Präpositionen)», in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 17, S. 186–214.
- ders. (1992), *Ein Muster für all-indonesische Sprachverglei-
chung. Mit indogermanischen Parallelen* (= Wir Men-
schen der indonesischen Erde, XII. 1942), herausgegeben
und mit einem Nachwort versehen von Wolfgang Mar-
schall, (= Arbeitsblätter Nr. 4) Universität Bern: Institut
für Ethnologie.
- Berek, Mathias (2009), «Schnittpunkt sozialer Kreise statt völ-
kischer Verwurzelung», in: *Medaon.de* (Ausgabe 5).
- Lazarus, Moritz (2003), *Grundzüge der Völkerpsychologie
und Kulturwissenschaft*, herausgegeben, mit einer Ein-
leitung und Anmerkungen versehen von Klaus Christian
Köhnke, Hamburg: Meiner.

Renward Brandstetter als Dialektologe und Dialektschriftsteller

Walter Haas

Die Arbeiten, die Brandstetters Ruhm in der Germanistik begründet haben, fallen in das Jahrzehnt zwischen 1883 und 1893. Seine Basler Dissertation behandelte «Die Zischlaute der Mundart von Bero-Münster», klassisch geworden sind dann vor allem die drei grossen Untersuchungen zur Luzerner Sprachgeschichte: «Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart» (1890), «Die Reception der neuhochdeutschen Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern» (1891) und «Die Luzerner Kanzleisprache 1250–1800» (1892). Dazwischen fallen eine Reihe von Aufsätzen zur Wortkunde und zur spätmittelalterlichen Theatergeschichte Luzerns.

Schon Brandstetters Dissertation von 1893 ist in vielen Beziehungen eine ausgefallene Arbeit. Trotz ihres Titels handelt sie weder bloss von der Mundart von Beromünster noch bloss von den Zischlauten. Der «phonetische» Titel erscheint als Zugeständnis an die linguistischen Hauptinteressen der Epoche, in Wirklichkeit dienen die Zischlaute als Vorwand, um die verschiedenartigsten «charakteristischen» Züge des Dialekts abhandeln zu dürfen. So gibt es hier volks- und wortkundliche Kapitel über die *Katze* oder über das Wort *Butsch* «Obstwein», die ihre Aufnahme in die Arbeit einzig dadurch rechtfertigen können, dass sowohl *Katze* wie *Butsch* einen Zischlaut aufweisen. Ähnlich verhält es sich mit den Kapiteln über die Flexion, die etwa zum Anlass genommen werden, Beobachtungen über den syntaktischen und idiomatischen Gebrauch des Genitivs auszubreiten, der mit dem Genitiv-s ja oft auch einen Zischlaut zeigt.

Sieben Jahre vor Brandstetters Dissertation war 1876 die Arbeit des Glarner Jost Winteler über die Mundart von Kerenzen erschienen. Winteler begründete damit die moderne dialektologische Ortsmonographie und brachte die Phonetik um viele Schritte weiter. Neben den Herausgebern des *Idiotikons* waren Brandstetter und Winteler die bedeutendsten Schweizer Dia-

lektogen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es lassen sich aber kaum schroffere Gegensätze denken als die zwischen der streng empirischen, synchronischen Arbeitsweise Winteler, in deren Zentrum die systematische, fast naturwissenschaftliche Beschreibung der Lautebene steht, und dem Verfahren des Doktoranden Brandstetter, der Anekdoten, Reminiszenzen, Kuriositäten und historische Belege ausbreitet. Für Winteler hatte am Anfang aller wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache die Phonetik zu stehen (die man damals «Lautphysiologie» nannte), und seine Arbeit vertritt einen viel «modernerer» Stand der Sprachwissenschaft als Brandstetters jüngere Dissertation. Er hat Winteler zwar gekannt und zitiert, aber er scheint ihn weder besonders gemocht noch ganz begriffen zu haben. Für den Luzerner stand zeitlebens das bedeutungsvolle Wort im Zentrum des Interesses, wie es seinen eigenen Neigungen entsprach, verstärkt durch den Einfluss seines Basler Lehrers Franz Misteli (vgl. den Beitrag von Iwar Werlen).

Charakteristisch für Brandstetters Dissertation ist eine ausgesprochene Egozentrik, bei aller formalen «Objektivität» des Stils. Das beginnt damit, dass der Dissertant dem zu beschreibenden Dialekt den Namen seines Heimatorts verleiht, obwohl er das Idiom des ganzen Kantons beschreiben will. Hierher gehören auch die Zitate aus dem Werk eines Mundartdichters namens *Rämmert vom Mösli*, hinter dem sich kein anderer als Brandstetter selbst verbarg.¹ Auch für Jost Winteler war der wichtigste Informant Winteler selbst. Aber da es bei ihm um die Beobachtung artikulatorischer Feinheiten ging, die dem Bewusstsein entzogen sind, ist sein Vorgehen dennoch relativ objektiv, vergleichbar den Selbstversuchen eines Mediziners. Brandstetter aber, für den die Bedeutung im Zentrum stand, schreibt im Grunde immer über sich selbst. Das gilt auch für ihn als Mundartschriftsteller. Seine Geschichten hatte er von der Mutter gehört; inhaltlich sind sie durch eine düstere Sicht des ländlichen Lebens, sprachlich durch eine altertümlich stilierte Mundart geprägt. Diese Texte eines sehr jungen, studierten und städtischen Verfassers, der sich hinter der Maske eines betagten, ungebildeten Landarbeiters versteckt, vermögen noch heute eine unmittelbare Wirkung zu erzielen, weil alle Verkleidungen die zutiefst menschliche Haltung des Autors nie zu verdecken vermögen.

Brandstetters wissenschaftliche Erstlingsarbeit wurde nach bloss sechs Semestern an der Universität verfasst, und sie mag egozentrisch und wenig systematisch sein. Dennoch steckt sie voll genauer Beobachtungen. So wird hier erstmals jenes schweizerdeutsche Akzent-«Gesetz» formuliert, das die Alternation zwischen *Schue* (mit Diphthong) und *Schumacher* (mit Kurzvokal im ersten Kompositionsglied), zwischen *Bròôte* (mit Langvokal und Fortis) und *Bròdwürscht* (mit Kurzvokal und Lenis im ersten Kompositionsglied) beschreibt. Diese Erscheinung wird als «Brandstetters Gesetz» zitiert, und es entspricht dem Charakter des Entdeckers aufs Schönste, dass das nach ihm benannte «Gesetz» alles andere als ausnahmslos ist, worauf er selber immer wieder hingewiesen hat.

Brandstetter konnte in der Dissertation seiner Persönlichkeit und ihren Neigungen freien Lauf lassen. In den spätern Arbeiten gelang ihm eine viel gerühmte strenge Form, die allerdings teilweise auf stilistischem Schein beruht, nicht zuletzt hervorgerufen durch Nummerierung und Etikettierung von Abschnitten und Abschnittchen. Vor allem aber erreichte Brandstetter seine Form durch eine Reihe von selbstdisziplinierenden Auflagen.

Zum einen schränkte er sein Untersuchungsgebiet strikt ein: Die deutsche Sprache, die er sich zu untersuchen vornahm, war die deutsche Sprache Luzerns, vor allem jene der Stadt.

Ferner schränkte er das Material ein, das seinen Untersuchungen zugrunde liegen sollte. Was die lebende Sprache betraf, kam für ihn nur der Dialekt in seiner «strengsten Reinheit» in Frage, den er als die Mundart der «Kleinbauern und Tagelöhner» definierte. Die Erhebung dieser somit eindeutig soziologisch gefassten Sprachschicht wird allerdings nirgends thematisiert, und es ist offensichtlich, dass sich Brandstetter selbst in seiner Rolle als Rämmert vom Mösli als Vertreter jener absolut «reinen» Mundart verstand: Er hat allen dialektologischen Aussagen seinen eigenen Idiolekt zugrunde gelegt, aus dem er ausschied, was, wiederum seiner Meinung nach, der Sprache der Gebildeten entstammte. Von den dialektgeographischen Unterschieden innerhalb des Kantons Luzern hat er nur die Sonderstellung des Entlebuches zur Kenntnis genommen.

Im schriftlichen Bereich kam für ihn einzig Material in Frage, das er selber erhoben hatte. Quellen waren ihm ausschliesslich handschriftliche Archivalien, keine alten Drucke

und noch weniger moderne, und unter den handschriftlichen Quellen solche, deren Schreiber identifizierbar waren. Nur so glaubte er, die wirklich lokale Sprachform gewinnen zu können.

Hinter allen Kategorisierungen Brandstetters lag der Gedanke, dass Mundart und Schriftsprache idealerweise als streng getrennte Sprachsysteme aufzufassen seien. Die strikte Trennung der beiden Varietäten entsprach eher den sprachkulturellen Vorstellungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts als einer irgendwann bestehenden Realität. Es ist nicht anzunehmen, dass Brandstetter dies nicht gewusst hätte; aber es ging ihm hier um die Methode – genauso, wie er auf die Frage nach der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze «theoretisch» keine Antwort hatte, während es ihm «für die Praxis» «erspriesslicher» schien, «an der Allgemeingültigkeit festzuhalten» (Prolegomena, S. 257).

Eine weitere Disziplinierung seiner selbst erreichte Brandstetter durch die klare Definition von Problemen und ihre Behandlung in je eigenen Arbeiten. In der ersten seiner sprachhistorischen Abhandlungen konzentriert er sich auf die Geschichte der *Mundart*; in der zweiten behandelt er die *Ablösung der alten lokalen Schriftsprache*, die er Kanzleisprache nennt, durch das überregionale Neuhochdeutsche; in der dritten beschreibt er die alte *Kanzleisprache* selber.

In diesen drei Arbeiten benutzt Brandstetter teilweise das gleiche Material, aber er befolgt unterschiedliche Vorgehensweisen. Immer allerdings betont er «das methodische Moment», weil ihm die Sprache Luzerns für sich genommen zu wenig bedeutend erschien – ein Topos, den auch Winteler anführte. Zudem war Brandstetter sich des Pioniercharakters seiner Untersuchungen stolz bewusst. Ich unterstelle, dass ihm die Betonung der Methode auch deshalb so wichtig war, weil sie ihm die Freiheit liess, weiterhin seinen «anekdotischen» Neigungen zu frönen: Erlaubterweise durfte es nun um «Specimina» gehen, und niemand konnte eine erschöpfende Behandlung des Stoffes verlangen.

In der Abhandlung über die urkundliche Geschichte der Luzerner Mundart folgt die Bedeutsamkeit der Methode schon aus ihrer wichtigsten Prämisse, wonach die gesprochene Mundart und die geschriebene Sprache (in Luzern) seit den ersten schriftlichen Nachrichten nie identisch gewesen seien. Wenn

man diese Behauptung ernst nimmt, dann ist daraus umgekehrt zu folgern, dass eine «urkundliche» Geschichte der Mundart eigentlich eine *contradictio in adjecto* sei, da die Urkunden als geschriebene Texte ja eben *keine* Mundart geben. Alles, was wir über den gesprochenen Dialekt vergangener Zeiten wissen können, muss somit aus der schriftlichen Überlieferung *erschlossen* werden. Damit wird die Methode zentral, nach der diese Erschliessung erfolgt.

Zur Bekräftigung des Grundaxioms, wonach Mundart und Schriftsprache seit jeher nicht identisch gewesen seien, verweist Brandstetter auf die *grosse* Variabilität der Kanzleisprache und schliesst daraus, dass eine lebendig gesprochene Sprache keine derartige Variabilität aufweisen könne – ergo könne es sich bei der Kanzleisprache nicht um die direkte Verschriftung der gesprochenen zeitgenössischen Mundart gehandelt haben. Dieses Argument erinnert an die Beobachtung moderner Soziolinguisten, dass die informellsten «Register» einer Sprache systematischer zu sein pflegen als die höheren Register, wo es immer zu Vermischungen zwischen verschiedenen Varietäten kommt.

Ein weiteres Argument für den prinzipiellen Unterschied der beiden Sprachvarietäten ist der Hinweis darauf, dass die modernen mundartlichen Formen gegenüber den schriftsprachlichen lautlich reduziert erscheinen. Dieses Verhältnis zwischen konkurrierenden Varietäten lässt sich nun aber schon in den ältesten Schriftwerken erkennen, und «daraus müsste ich doch sogleich den Eindruck bekommen, die reduzierte Form *helgen* gehöre einem lebenden germanischen Idiom, die vollere *heiligen* einer konservativern Schriftsprache an» (Prolegomena, S. 226). Die moderne Forschung würde diesen Unterschied auf den Gegensatz zwischen konzeptueller Mündlichkeit und konzeptueller Schriftlichkeit zurückführen.

Brandstetters Beharren auf dem Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache in alten Zeiten war damals neu und durchaus nicht selbstverständlich. Um dies zu belegen, genügt ein Blick in die Dissertation Albert Gesslers über die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Basel (1888). Brandstetters Prolegomena liessen schon zwei Jahre später Gesslers Arbeit als sehr naiv erscheinen. Es ist vor allem Brandstetter zu verdanken, dass die Germanistik über jene allzu simple Sicht der alten Sprachverhältnisse hinauswachsen konnte.

Eine andere Methode wählte Brandstetter für seine Beschreibung der Luzerner Kanzleisprache. Auch hier stellt er eine strikte Quellenkritik an den Anfang und schliesst etwa das Luzerner Osterspiel als zu wenig autochthon aus seinen Quellen aus, obwohl er gerade diesen (damals noch ungedruckten) Text aufs Intimste kannte. Die Sprachgeschichte wird aufgefasst als Abfolge verschiedener Zustände. Brandstetter wählte drei synchrone Schnitte zur Beschreibung aus, die er durch längere «Sicherheitsabstände» voneinander trennt – natürlich wieder aus methodischen Gründen, damit die Unterschiede zwischen den Zuständen um so klarer hervorträten. Im Unterschied zum Vorgehen in seiner Dissertation beschreibt er die Kanzleisprache in zusammenhängenden Systemausschnitten. Dabei ordnet er das Material nicht nach der historischen Grammatik, «sondern nach Gesichtspunkten, die in meinem Stoffe selber gelegen sind» (Reception, S. 211), und nimmt damit ein Vorgehen voraus, das erst wieder in den neuesten Auflagen von Pauls *Mittelhochdeutscher Grammatik* realisiert worden ist.

Freilich handelt es sich bei Brandstetters Beschreibung der Kanzleisprache um keine vollständige Beschreibung. Einerseits wählt er bloss den «Lautstand» und den Formenschatz aus, und bei diesem beschränkt er sich auf das Substantiv und das Verbum. Andererseits treibt er hier seinen Lakonismus auf die Spitze. Indem er feststellt, dass die Kanzleisprache «ein etwas modifiziertes, ein weniger reines» *Mittelhochdeutsch* sei, braucht er nur immer die Besonderheiten und Abweichungen dieses «in Luzern verwendeten *Mittelhochdeutschen*» kontrastiv zu beschreiben (Kanzleisprache, S. 227); häufig sind deshalb Hinweise wie: «Über Rückumlaut und Ablaut ist nichts zu bemerken» (Kanzleisprache, S. 249).

Die Untersuchung der Kanzleisprache hat eine ganze Reihe von Ergebnissen gezeitigt:

1. Bereits die ersten Schreiber deutscher Urkunden standen in einer Schriftradition, und diese umfasste auch die *mittelhochdeutsche* «*Dichtersprache*»;
2. es gab verschiedene lokale Ausformungen des «*Mittelhochdeutschen*», das also keine unmittelbare Vorstufe einer deutschen «*Gemeinsprache*» war;
3. innerhalb der gleichen Kanzlei existierte eine archaischere und mundartnähere Variante der Schreibsprache

- che neben einer moderneren und dem klassischen Mittelhochdeutschen näheren Variante;
4. die mittelhochdeutschen Schreibsprachen gingen im Spätmittelalter nicht unter, sondern wurden in ungebrochener, wenn auch sich verändernder Tradition weitergegeben.
 5. Erst die Aufnahme der neuhochdeutschen Schriftsprache seit dem Ende des 16. Jahrhunderts führte dann in einem gewissen Sinne zu einem Traditionsbruch.

Dieser Traditionsbruch bestand in der «Reception» des Neuhochdeutschen, und ihm widmete Brandstetter seine dritte grosse Abhandlung zur «Geschichte der deutschen Sprache in Luzern». Wiederum schlägt er einen andern, dem andersgearbeiteten Problem adäquaten Weg ein. Schon bei der Auswahl der Quellen werden neue Gesichtspunkte wichtig: Da es sich um die Übernahme schriftsprachlicher Elemente handelt, müssen soziologische Faktoren berücksichtigt werden: Ungebildete, wenig gebildete und ländliche Schreiber müssen einbezogen und von den gebildeten unterschieden werden.

Mit bewundernswürdiger Klarheit hat Brandstetter den Prozess der «Reception» charakterisiert (Reception, S. 230 ff.). Es handelt sich für ihn um einen langdauernden, kontinuierlichen (nicht «ruckweisen») Vorgang und um einen unumkehrbaren («vorwärtsschreitenden») dazu. Im Prozessverlaufe treten verschiedene Neuerungen zu verschiedenen Zeiten auf, aber immer treten sie zuerst variabel neben die herkömmlichen Formen, und die Variabilität kann je nach Phänomen verschiedenen lange dauern.

Ferner ist der Vorgang auch sozial gestaffelt, indem zuerst die Gebildeten die Neuerungen zeigen. Endlich gibt es eine Art implikative Ordnung der einzelnen Neuerungen: Gewisse Erscheinungen treten bei jedem Schreiber erst dann auf, wenn er auch bestimmte andere Neuerungen bereits besitzt.

Schon dass Brandstetter den Gesamtvorgang als «Reception» bezeichnete, ist charakteristisch für seine Optik: Akteure des Geschehens sind seine Luzerner Schreiber, die die neue Sprache aufnehmen – sie werden nicht von ihr überwältigt. Diese Auffassung ist bis in die neueste Zeit von der militaristischen Rhetorik der Sprachhistoriker an die Wand gespielt

worden, die lieber vom «Eindringen» des Neuen, von «Einfallstoren» und «Verdrängung» phantasierten, statt den verändernden Sprechern und Schreibern den aktiven Part in diesem Prozess zuzugestehen. Man fragt sich, ob Brandstetters Sichtweise des Sprachwandels in gleicher Weise in seiner Persönlichkeit wurzelte wie sein eingefleischter Pazifismus.

Brandstetters Sprachwandelmodell stimmt bis in Einzelheiten mit modernen Vorstellungen etwa der Schule von William Labov überein. Dies ist um so erstaunlicher, als der Luzerner es hier mit einem kontinuierlichen Geschehen zu tun hatte, das sich gegen seine Vorliebe für klare Dichotomien sträubte. Brandstetter gibt denn auch zu, dass er sich nicht erklären könne, warum das Neuhochdeutsche allmählich und nicht «tale quale» (Reception, S. 253) übernommen worden sei, wie es seinen Vorstellungen vom unvermittelten Nebeneinander der verschiedenen Sprachformen besser entsprochen hätte. Hier bewährte sich gegen die eigenen Vorurteile Brandstetters Prinzip, den Aussagen der Quellen absolute Priorität über alle Theorien zuzuerkennen. Die Erforschung der Entstehung und Ausbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache wäre früher zu bessern Resultaten gelangt, hätte das philologische Vorgehen Brandstetters wirklich Schule gemacht. Die germanistische Wissenschaft hat den Gymnasiallehrer zwar seiner Methode wegen freigiebig gelobt; in der Faktentreue jedoch sind ihm nur einige Dissertanten gefolgt, während «es zu den Merkwürdigkeiten der germanistischen Wissenschaftsgeschichte» gehört, dass die grossen Theoretiker von Burdach bis Frings je ihre «herausragenden Thesen [...] nicht oder kaum materialgestützt formuliert» haben.²

Nicht selten und völlig zu Recht wird darauf hingewiesen, dass viele von Brandstetters methodischen Prinzipien «noch heute» Geltung beanspruchen könnten. Daneben gibt es selbstverständlich Standpunkte, welche die moderne Forschung zu überwinden versucht. So fruchtbar sich die Idealisierung, die strikte Trennung von gesprochener und geschriebener Sprache methodisch erwiesen hat, so nötig ist es heute, die eben doch künstliche Trennung wieder zu lockern, um die lebendigen Wechselbeziehungen zwischen den beiden Varietäten begreifen zu lernen: Wir glauben jetzt alle, dass die alte Kanzleisprache der deutschen Schweiz nicht identisch war mit der alten Mundart, aber die beiden Sprachformen standen ebenso sicher

in einem näheren Verwandtschafts- und Austauschverhältnis als die entsprechenden heutigen Varietäten – aber wie genau funktionierte diese gegenseitige Bezogenheit?

Natürlich ist es für bestimmte Fragestellungen wichtig zu wissen, woher ein Schreiber stammt – aber es ist ebenso wichtig einzusehen, dass die Entwicklung «unserer» Sprache durch die Produktionen *aller* Schreiber, die im Laufe der Geschichte hierzulande gewirkt haben, beeinflusst worden ist. Brandstetter bediente sich eines zweifellos fruchtbaren Modells, dem noch die heutige Soziolinguistik viel verdankt: Über aussersprachliche Merkmale der Sprecher und Schreiber («gebildet», «ländlich» usw.) versucht man, Ordnung in die Variation innerhalb der Sprache zu bringen. Dahinter steht die Erwartung, dass Sprecher mit den gleichen sozialen Merkmalen «gleich» sprechen. Aber auch der umgekehrte Weg muss beschritten werden, indem man zuerst die Varianz der Sprache systematisiert, um sich dann erst zu fragen, ob Sprecher mit gleichen sprachlichen Merkmalen auch tatsächlich aussersprachliche Merkmale gemein haben.

Für die Darstellung der Aufnahme des Neuhochdeutschen wählte Brandstetter nur Merkmale, die (1.) von der älteren lokalen Schriftsprache *abweichen* und die (2.) seit Beginn des Prozesses im Neuhochdeutschen *stabil* geblieben sind (Reception, S. 231). Das erste Auswahlkriterium konzentriert sich auf die Neuerungen und überbetont die Diskontinuitäten in der Entwicklung der Schriftsprache. Das zweite Auswahlkriterium blendet alles aus, was während der neuhochdeutschen Periode *nicht* stabil blieb – damit aber wird dem Prozess des Sprachwandels eine teleologische Folgerichtigkeit beigelegt, die sein Verständnis nicht nur fördert.

Diese andern Gesichtspunkte sind allerdings erst seit wenigen Jahren «entdeckt» worden, und sie konnten nur dank der Arbeit vorangehender Generationen überhaupt als relevant entdeckt werden. Unter diesen Arbeiten gehören jene von Renward Brandstetter zu denjenigen, die trotz ihres Pionierstatus noch immer am modernsten wirken. Dies verdanken sie neben ihrem Faktenreichtum und ihrer Faktentreue dem grosszügigen Angebot an Anregungen und methodischen Hinweisen, die heute so beherzigenswert sind wie vor hundertdreissig Jahren.

Anmerkungen

- 1 *Rämmert* ist die mundartliche Form des Vornamens *Renward*, *Mösl* hiess die Liegenschaft der Familie in Beromünster.
- 2 Klaus-Peter Wegera, «Vorbemerkung», in: Klaus-Peter Wegera (Hg.), *Zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Eine Dokumentation von Forschungs-thesen*, Tübingen: Niemeyer, 1986 (= Reihe germanistische Linguistik 64), S. VIII f.

Theaterhistorische Pioniertaten mit nachhaltiger Wirkung

Heidy Greco-Kaufmann, Bern/Luzern

Wer sich mit Theater im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit befasst, stösst früher oder später auf die glanzvollen Aufführungen auf dem Weinmarkt in Luzern. Die Leuchtenstadt – wie Luzern gerne genannt wird – gehörte im 16. Jahrhundert zu den wichtigsten Zentren der Schweizer Theaterkultur. In Übersichtswerken der europäischen Theatergeschichte nehmen Rekonstruktionen der Simultanbühne der Luzerner «Staatsschauspiele» einen prominenten Platz ein. Forschende aus aller Welt staunen immer wieder über die einmalige Fülle an Spieltexten, Bühnenplänen, Angaben zur musikalischen Gestaltung und Aufführungspraxis. Als Renward Brandstetter begann, sich mit der über 160-jährigen Luzerner Spieltradition zu befassen, lag ausser dem 1537 als Flugschrift erschienenen «Verlorenen Sohn» von Hans Salat kein einziges der zahlreichen Luzerner Spiele im Druck vor.¹ Auch Renward Cysats umfangreiche *Collectanea*,² eine für Theaterhistoriker unerlässliche Quelle zur Kulturgeschichte der Stadt Luzern, waren noch nicht ediert. Mit Ausnahme einer kurzen Abhandlung des Einsiedler Benediktinerpaters Gall-Morel zum geistlichen Drama³ und Jakob Baechtolds Arbeiten zu Hans Salat⁴ existierten auch noch keine nennenswerten Publikationen zum Innerschweizer Theaterwesen. Sowohl in editorischer wie auch in wissenschaftlicher Hinsicht hatte Brandstetter Neuland zu beackern.

Wer nie in Archivschachteln gewühlt und verblichene Manuskripte in den Händen gehalten hat, kann sich kaum vorstellen, was es bedeutet, mit einem Wust von zum Teil gebundenen, zum Teil losen, eng beschriebenen Blättern und schwer entzifferbaren Schriften konfrontiert zu sein. Erkenntnisdrang, Geduld, Beharrlichkeit und eine grosse Portion detektivische Abenteuerlust sind unerlässlich für einen Forscher, der sich auf die üppigen Bestände des theaterrückten katholischen Vororts einlässt. Brandstetter muss sich in den 80er-Jahren des 19. Jahrhunderts intensiv mit dem voluminösen Handschrif-

tenkorpus befasst haben, denn in seinen kurz aufeinander folgenden zahlreichen Veröffentlichungen in den verschiedenen Publikationsorganen – den Schweizerblättern, der Zeitschrift für deutsche Philologie, der Germania, dem Geschichtsfreund und lokalen Druckerzeugnissen – präsentierte er eine ungeheuer reiche Ausbeute: Transkriptionen von hoher Präzision und erhellende Ausführungen zur Inszenierungsweise von Passions- und Fastnachtspielen, die von einer eingehenden Beschäftigung mit theaterhistorischen Fragestellungen zeugen. Wie mühevoll und zeitraubend die Arbeit in den Archiven damals war, schildert er in der Einleitung zur Publikation «Die Regenz bei den Luzerner Osterspielen»: «Ich erlaube mir, Sie aufmerksam zu machen, dass Forschungen über zerstreutes Aktenmaterial vielfach mehr Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten bieten, als solche über gedruckte Schriften. Um nur eines anzuführen, so hat der Philologe bei letzteren das beneidenswerthe Glück, viel unabhängiger zu sein und sich viel weniger um das Wohl- oder Uebelwollen, das Entgegenkommen oder die Chicanen von Dritten kümmern zu müssen als bei ersteren.»⁵ Die Zustände in den Archiven zu Brandstetters Zeiten sind in der Tat nicht mit den heutigen vergleichbar. Die dazumal problematischen Verhältnisse, als die Bestände erst rudimentär erfasst waren, die Entwicklung der Findemittel noch in den Kinderschuhen steckte und die Archivare selbstherrlich über die ihnen anvertrauten Schätze regierten, mögen vielleicht eine Rolle gespielt haben, dass in Brandstetters Arbeiten nur magere Quellenangaben zu finden sind. Es gibt zwar keinen Grund, an seiner Aussage, «dass alles, was ich vorbringe, richtig ist», zu zweifeln, und dass es sein Wille war, «möglichste Vollständigkeit zu erreichen»,⁶ doch für den modernen Wissenschaftsbetrieb stellen die fehlenden Quellennachweise ein Problem dar. Dies schmälert jedoch Brandstetters Bedeutung für die Anfänge der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Luzerner Theatervergangenheit nicht: Seine Pionierleistungen ermöglichten Forschenden erstmals einen Überblick über die seit der Mitte des 15. Jahrhunderts belegte Aufführungstradition religiöser und weltlicher Spiele. Besonders wertvoll ist die Art und Weise, wie der Autor seine Leserschaft an seinen Erkenntnisprozessen teilhaben lässt. Er zitiert relevante Textstellen im originalen Wortlaut, wägt die oft widersprüchlichen Quellenbefunde sorgfältig gegeneinander ab und diskutiert

mögliche Interpretationen. Mit Formulierungen wie «Ich halte es für sehr zweifelhaft...» oder «... ich konnte doch über keine andere Jahrzahl in's Reine kommen» drückte er seine Skepsis gegenüber vorgefundenen Angaben aus.⁷

Grosse Verdienste erwarb sich Brandstetter durch die Edition von Auszügen aus Spieltexten und Regiematerialien. Wer Textausgaben vorbereitet, kann auch heute noch mit Gewinn auf Brandstetters zuverlässige Transkriptionen zurückgreifen. Als Linguist hatte er sich eingehend mit den historischen sprachlichen Varietäten befasst – auch mehrere Aufsätze dazu veröffentlicht – und war deshalb in der Lage, die sprachlichen Eigenheiten äusserst präzise wiederzugeben.⁸ Im Gegensatz zu vielen späteren Forschenden normalisierte er die jeweiligen Schreibweisen nicht, sondern gab sie diplomatisch wieder, aus drucktechnischen Gründen jedoch meist noch ohne Umschrift der Sonderzeichen. Dass Brandstetters Arbeiten aber nicht immer die ihnen gebührende Resonanz erlangten, ist vor allem dem Umstand geschuldet, dass er die Ergebnisse seiner Archivrecherchen zum Luzerner Theaterwesen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit lediglich als Aufsätze in verschiedenen, teils schwer zugänglichen Zeitschriften publizierte, jedoch nie in Buchform. Dies taten dann seine Nachfolger und Nachfolgerinnen. Sie konnten in vielerlei Hinsicht ernten, was Brandstetter gesät hatte. In erster Linie profitierten Theaterhistoriker von seinen Arbeiten, denn Brandstetters primäres Interesse galt nicht etwa den Spieltexten, wie dies bei den Germanisten üblich war, sondern den aufführungsrelevanten Zeugnissen. Ermuntert durch seinen Lehrer Friedrich Zarncke, bei dem er 1883 seine Promotionsschrift «Zur Technik der Luzerner Osterspiele» eingereicht hatte, veröffentlichte er in mehreren Aufsätzen Einzelheiten zur «technischen Seite» des Luzerner Spielbetriebs. Die wichtigsten Publikationen werden hier kurz vorgestellt und mit nachfolgenden Arbeiten, die sich in vielfältiger Weise auf ihn stützen, verglichen.

Die Luzerner Bühnenrodel

Unter dem Titel «Die Luzerner Bühnenrodel» veröffentlichte er 1885 und 1886 in der *Germania*, der «Vierteljahresschrift für deutsche Alterthumskunde», in drei Teilen Einzelheiten

zur Ausstattung und Bühnengestaltung der Luzerner Passionsspiele.⁹ Die ersten beiden Teile umfassten seine Transkriptionen der *Denckrödel der Kleydung vnd Vssrüstung der Agenten* aus den Jahren 1545, 1560, 1583 und 1597. Unter *Denckrödeln* versteht man Notizzettel, die von den Spielleitern – es handelte sich um die jeweiligen Stadtschreiber – für die Aufführungen angelegt wurden, um Details zu Ausstattung, Anlage der Simultanbühne und Inszenierung festzuhalten. Brandstetters Zusammenstellung der über mehrere Handschriften verstreuten Angaben zu den Kostümen lässt Vergleiche zwischen den einzelnen Aufführungen zu, vor allem aber legen sie Zeugnis ab von der Kontinuität des Spielbetriebs und den im Laufe der Zeit zunehmend verfeinerten Anweisungen der *Regenten*, wie die Regisseure damals hiessen. Bei den Luzerner Passionsspielen, die nach dem Aufführungstermin «Osterspiele» genannt werden, handelt es sich um zweitägige Riesenspektakel, die Episoden aus der ganzen Heilsgeschichte umfassen. Über die Ausstattung der Szenenfolge «Adam und Eva», die am Beginn des Hauptteils des Spiels stand, lesen wir etwa:

1545:

Adam, Eua. In Lybkleyder alls nacket.

1560:

Adam. soll han die Gruob, do er würt geschöpfft, das Paradys, Boum mit Öpfeln, Loubest, die Gruob gerüst, mit Grass teckt, doruss Eva schlüfft.

1583: *Adam Eua. Adam sol haben ein zimlich lang Har das nit graw noch schwartz sye, ein kurtzen Bart, jn Gstallt eins XXX jährigen Mans.*

Eua alls ein jung Wyb mitt schönem langem offnem Wyber har.

Beyde sond nacket sin jn Lybkleidern über den blossen Lyb. Sy beide sond das Paradys zuo rüsten, ouch den Boum mitt den Öpfeln mitten jm Paradys. Dessglychen die Gruob jm Paradys, darinn Eua sol verborgen ligen, mit einem Laden bedecken oder mit Loubesten. Sy zühent nit yn yff den Platz, sonder dess Morgens frü ee das man yffzücht, verbergend sy sich jn jre Ort, Eua jn die Gruob jm Paradys, vnd Adam vnder der Brügj by dem Brunne, an dem Ort, da volgends der Saluator begraben würdt. So sy vss dem Paradys getriben werdent, sol Adam haben

ein Howen, von Holtz gemacht on Ysen, vnd Eua ein Kuncklen.

*Sy sond och haben zwey Geflächt von Loubesten gemacht jm Paradys, die Schham zu decken.*¹⁰

Vor allem die von Renward Cysat stammenden Notizen für die Aufführung von 1583, zu der auch Bühnenpläne vorhanden sind, vermitteln ein aussergewöhnlich anschauliches Bild der verwendeten Kostüme, Requisiten und Bühnenausstattung. Brandstetters Verzeichnis der in verschiedenen Handschriften überlieferten *Denckrödel* bietet eine exzellente Grundlage für Untersuchungen zur Aufführungspraxis und erleichtert Vergleiche zwischen Theater und Werken der Bildenden Kunst. Da die Blütezeit der theatralen Aktivitäten zeitlich mit der Produktion von Bildtafeln für den Schmuck der ursprünglich drei Luzerner Holzbrücken zusammenfällt, sind die Abhängigkeiten und Wechselwirkungen der öffentlich zur Schau gestellten Bildwerke mit den religiösen und den weltlichen Spielen besonders aufschlussreich. Vor allem der Giebelbilder-Zyklus der im 19. Jahrhundert abgerissenen Hofbrücke, der auf 239 Tafeln Stationen der Heilsgeschichte darstellt, ist eng verflochten mit den Aufführungen auf dem Weinmarkt.¹¹

Im dritten Teil seiner Abhandlung über die Luzerner Bühnenrodell befasste sich Brandstetter mit dem Spielplatz, seinen Höfen und Örtern, dem Grund- und Aufriss der Bühne, den Aufenthaltsorten der Darsteller und Zuschauer sowie den verschiedenen Szenerien. Über seine Quelle schreibt Brandstetter: «Die Notizen über alle diese Punkte sind in zwölf Folianten und Halbfolianten herum zerstreut, manches ist zwei-, drei- bis zehnmal aufgezeichnet, immerhin so, dass diese verschiedenen Aufzeichnungen fast stets übereinstimmen oder sich ergänzen.»¹² Unter den schriftlichen Hinterlassenschaften befinden sich auch die weltberühmten Bühnenpläne von Renward Cysat zur Aufführung von 1583, die Brandstetter ebenfalls in seine Überlegungen einbezog. Um die reale Situation vor Ort nachzuvollziehen und die verschiedenen Bruchstücke von Informationen einzuordnen, fertigte Brandstetter eine eigene Skizze an, die den Weinmarkt und die dort vorhandenen Gebäude wiedergibt. Zu bemerken ist dabei, dass die Topographie des Platzes, der sich in seiner Längsausdehnung von Osten nach Westen erstreckt, bis heute unverändert besteht. Einzig die

im Haus zur Sonne angebrachten Erker sind nicht mehr vorhanden. Gespielt wurde im oberen Teil des Platzes, der gegen Osten leicht ansteigt. Zur Bühnenanlage bemerkte Brandstetter: «Zur Aufführung der Spiele bedurfte man erstens des <Theatrum>, auf welchem das eigentliche Spiel stattfand, ferner eines Raumes zum Aufenthalt der <Agenten> und drittens eines Raumes zum Aufenthalt der <Spektanten>. Das Theatrum ist ein länglich viereckiger Raum, gelegen zwischen Brunnen und dem Hause zur Sonnen. Dasselbe ist auf allen vier Seiten umschlossen von der Zone der Agenten, einem ziemlich schmalen Bande, das nur unten, wo es über den Brunnen weggeht, eine grössere Breite hat. Endlich ist die Zone der Agenten auf drei Seiten, Hecht-, Metzger- und Brotscholseite, von derjenigen der Spektanten umschlossen.»¹³ Den Aufbau der Anlage beschreibt er als «amphitheatralisch». Er führt weiter aus, dass der Boden des *Theatrum*s aus Pflastersteinen bestehe, etwas erhöht die Zone der Agenten liege und darüber die Zone der Spektanten.

Obwohl Brandstetter anhand einiger transkribierter Textstellen selber darauf hinwies, dass diese vereinfachte Darstellung der Verhältnisse möglicherweise nicht ganz zutrifft, wurde sie von nachfolgenden Forschern unbesehen als Grundannahme für Rekonstruktionen der Simultanbühne verwendet. Der amerikanische Germanist und Theaterwissenschaftler Marshall Blakemore Evans basierte seine 1943 erschienene Untersuchung «The Passion Play of Lucerne» vorwiegend auf Brandstetters Transkriptionen und Aufsätzen. Da er sich dessen durchaus bewusst war, widmete er sein Buch dem Andenken seines Luzerner Kollegen.¹⁴ 1961 erschien Evans' Darstellung in der Übersetzung von Paul Hagmann als Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur.¹⁵ Brandstetters Mutmassungen zur Anordnung des Aufführungsortes visualisierte Evans in seiner Monographie durch ein einfaches Schema des Aufführungsortes (Abb. 1). Durch die graphische Umsetzung ging der hypothetische Charakter von Brandstetters Aussagen verloren.

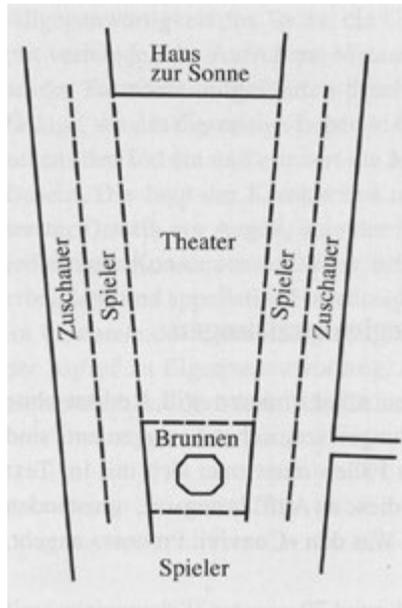


Abbildung 1

Nachfolgende Forscher bauten ihre Interpretationen auf Evans' einprägsamer Skizze auf und gelangten dadurch – wie sich später herausstellte – zu problematischen Ergebnissen.

Nebenbei zu bemerken ist, dass sich in der deutsch übersetzten Version unglücklicherweise noch ein Fehler eingeschlichen hatte, der zusätzlich für Verwirrung sorgte: Die Zone unterhalb des Brunnens ist fälschlicherweise als Zone der «Spieler» statt Zone der «Zuschauer» wiedergegeben.¹⁶

Als folgenreich erwies sich die unkritische Übernahme von Brandstetters Zuordnung der Häuser zu den jeweiligen Besitzern. In der Legende zum Bebauungsplan des Weinmarkts bezeichnete Brandstetter das Haus X als «wahrscheinlich das Allmenderhaus».¹⁷ In einer Angabe Cysats zur grossen Zuschauertribüne, der sogenannten *Hauptbrügi*, heisst es: *Die groß Houtbrügj zu vnderst, hinder dem Brunnen facht an an der yff dem Brunnen sol gan bis an J. Hans Allmenders Ekg syns Huses, zerur vnden an das fenster gsims.*¹⁸ Demzufolge konstruierte August Am Rhyn 1929 sein Osternspielmodell, das als Beispiel für eine mittelalterliche Passionsspielbühne Eingang in zahlreiche Publikationen fand, mit einer über-

dimensionierten Zuschauertribüne (Abb. 2).¹⁹ Auch spätere Rekonstruktionen, z.B. jene von Richard Leacroft,²⁰ basieren letztlich auf Brandstetters Schema und der angenommenen Position des Allmenderhauses (Abb. 3). Eine nochmalige Überprüfung der vorhandenen Informationen hat aber ergeben, dass Brandstetter mit seiner vorsichtigen Formulierung einen guten Riecher hatte.²¹ Das Allmenderhaus lag nicht im Westen, sondern schloss die südliche Häuserzeile ab. Damit ergibt sich eine wesentlich schmalere Zuschauerbühne für das gemeine Volk (Abb. 4). Die von Brandstetter vorgeschlagene schematische Abgrenzung der Zuschauer- und Agentenzonen ist zwar in den Grundzügen richtig, doch die Situation stellt sich – wie Brandstetter vorausgesehen hatte – weitaus komplizierter dar. Insbesondere die Aufenthaltsorte der Zuschauer und der Darsteller lassen sich nicht so strikt trennen.²²

Brandstetters weitere Publikationen zu den Luzerner Osterspielen, unter anderem zu «Musik und Gesang», zur «Regenz» und zur «Aufführung eines Osterspiels im 16./17. Jahrhundert», enthalten ebenfalls thematisch geordnete Transkriptionen sowie ergänzende und zusammenfassende Erklärungen.²³ Brandstetter veröffentlichte auch die Noten einiger Musiktafeln, wobei er erstaunlicherweise die für Luzern so speziellen Tafeln der Judengesänge nicht wiedergab. Brandstetters Aufsätze zu den Osterspielen wurden vor allem durch Evans ausgewertet, wobei in der amerikanischen Originalversion der von Gustave O. Arlt verfasste Beitrag zu den Judengesängen die Abbildungen aller Musiktafeln enthält.²⁴



Abbildung 2

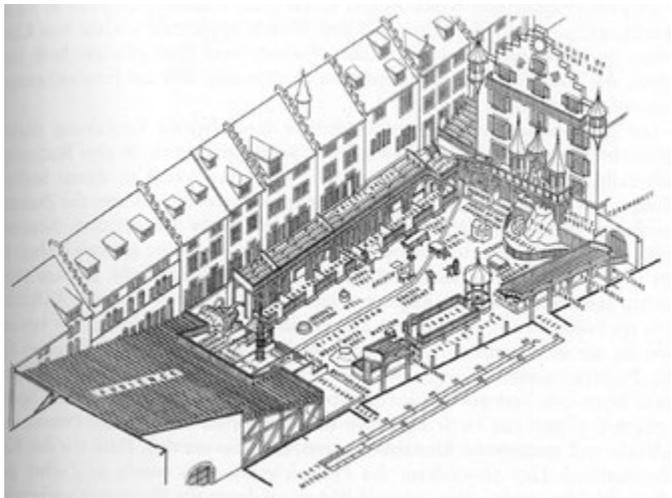


Abbildung 3

Zur Technik der Heiligenspiele

In den Jahren 1885 und 1886 veröffentlichte Brandstetter zwei Beiträge «Zur Technik der Heiligenspiele» im «Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen»²⁵. Im ersten widmet er sich dem fragmentarisch überlieferten *Spil dess Heiligen Kreuzes Erfindung* von Renward Cysat. Die als Fortsetzung des Osterspiels gedachte komplizierte Handlung um das Vergraben und die Wiederauffindung des Kreuzes Christi war auf eine zweitägige Aufführung im Jahr 1575 angelegt, wobei aber nur die rund 4000 Verse des ersten Tages noch vorhanden sind. Der weitere Verlauf des Spiels kann anhand überlieferter Regiematerialien recht gut rekonstruiert werden. Brandstetter transkribierte den Prolog, der das *Argumentum*, die inhaltliche Zusammenfassung, liefert, sowie sämtliche Regiematerialien. Aus diesen Notizen rekonstruierte Brandstetter Cysats Bühnenkonzeption, die von den Gepflogenheiten der Passionsspielaufführungen insofern abwich, als dass die Plattformen der Hauptspielorte, Rom und Jerusalem, in der Mitte und nicht an den Rändern des Platzes aufgebaut waren.²⁶ Eine Überprüfung hat ergeben, dass in Brandstetters Anordnung die vorhandenen Informationen treffend umgesetzt sind. Einzig der Standort des Hofes von Konstantin, den Brandstetter mit «vermutet» angegeben hat, müsste korrigiert werden. Statt auf der linken, nördlichen, lag er auf der südlichen Seite, unmittelbar vor dem kleinen Durchgang, dem Pfyffer-Gässlein.

Die Aufführung des Spiels kam wegen der Pest nicht zustande. Brandstetter hatte schon 1885 in seinem Aufsatz darauf hingewiesen. Oskar Eberle jedoch gab in seiner 1929 erschienen «Theatergeschichte der Innern Schweiz» an, dass eine Aufführung des Heiligkreuzspiels 1577 stattgefunden habe.²⁷ Elke Ukena, die unter Verwendung von Brandstetters Aufsatz das Spielfragment und die Regiematerialien in ihrer zweibändigen Ausgabe «Die deutschen Mirakelspiele des Spätmittelalters» herausgab und kommentierte, bestätigte jedoch die Richtigkeit von Brandstetters Befund.²⁸ Ein weiterer Beweis der Präzision und Zuverlässigkeit der Brandstetter'schen Recherchen.

Der zweite Teil von Brandstetters Ausführungen zur «Technik der Heiligenspiele» handelt von der zweitägigen Aufführung des Antichrist- und Weltgerichtsspiels von Zacharias

Bletz an Ostern 1549. Die Überlieferungssituation ist ausserordentlich komplex. Das Antichristspiel ist in zwei Handschriften mit drei Fassungen, das Weltgerichtsspiel in zwei verschiedenen Fassungen überliefert. Vorwegzunehmen ist, dass für beide Spiele bis heute nur Teileditionen vorliegen.²⁹ Der Wert von Brandstetters Vorarbeiten kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Er ordnete die verschiedenen Spieltexte, Personenverzeichnisse und diversen Regiematerialien und versah sie mit Siglen, Datierungen und Zuweisungen. Einen Überblick zu gewinnen, fällt auch heutigen Forschern nicht leicht. Aufgrund der verstreuten Regiematerialien versuchte Brandstetter dennoch, die Bühnenanlage des Antichristspiels zu rekonstruieren.

Wichtige Bühnenaufbauten, zum Beispiel die Plattform mit dem Tempel, sind in der Mitte des Weinmarkts platziert. Der Himmel befindet sich am gewohnten Ort, die Hölle ist jedoch nicht wie üblich im Westen installiert, sondern in der Metzgerpassage, in der südlichen Häuserreihe. Was die Bühnenanlage des Weltgerichtsspiels angeht, musste Brandstetter aber kapitulieren. Insbesondere die Angabe, dass Christus plötzlich auf dem Regenbogen erscheint, gab ihm Rätsel auf: «hierüber lässt sich gar nichts vermuten», lautete sein Fazit.³⁰ Es ist anzunehmen, dass Brandstetter den Augenzeugenbericht des italienischen Gesandten, der das eindruckliche Schauspiel schildert, nicht kannte. Mit Hilfe dieses Berichts, Brandstetters Transkriptionen sowie Text-Bild-vergleichen gelang es mir, eine Lösung zu finden: Der Regenbogen war – anfänglich verdeckt durch einen Vorhang – vor dem (realen) Gerichtshaus eingerichtet (Abb. 5).³¹ Zum Zeitpunkt des Erscheinens des Weltenrichters wurde dieser Vorhang weggezogen. Durch die Anordnung des Weltgerichts auf der nördlichen Seite des Platzes wird auch die Verlegung der Hölle plausibel. Das Reich des Bösen ist somit auf der gegenüberliegenden Seite des Horts der Gerechtigkeit stationiert und erlaubt eine Face-to-face-Kommunikation der Bewohner der Hölle mit der richterlichen Gewalt des Salvators. Brandstetters Transkriptionen der Regieanweisungen des Weltgerichtsspiels ermöglichten nicht nur die dargelegten wissenschaftlichen Erkenntnisse, sondern bildeten auch eine wichtige Quelle für die Antichrist- und Weltgerichtsszenen des Stationentheaters «Adam, Antichrist und Apokalypse», das anlässlich der Ausstellung der Hofbrückenbilder im Historischen Museum Luzern im Jahr 2002 aufgeführt wurde³².

110 Rollen und 70 Darsteller umfassen, sowie den *Catalogus der spilspersonen*. Dieses Personenverzeichnis weckte meine Neugier, denn darin kamen – für Fastnachtspiele relativ selten – verschiedene Krankheiten und der Tod vor. Eine Recherche in den Schatzkammern der Zentral- und Hochschulbibliothek führte dann zum überraschenden Fund des in Brandstetters Aufsatz und allen nachfolgenden Publikationen als verschollen gemeldeten Spieltextes samt einer unbekanntenen Abschrift der französischen Vorlage. Der Spieltext war erst 1919 aus einem Familienarchiv in den Besitz der Bibliothek gelangt. Zu jener Zeit beschäftigte sich Brandstetter aber schon nicht mehr mit den Luzerner Spielen, sondern widmete sich seinen Studien der indonesischen Sprachen und Kulturen. Die 2001 erschienene kommentierte Erstausgabe des rund 9500 Verse umfassenden «Convivii Process» von Renward Cysat bestätigte Brandstetters Einschätzung der Einzigartigkeit und des Stellenwerts des Fastnachtspiels, das aber nicht wie angegeben aus dem Jahr 1592, sondern aus dem Jahr 1593 stammte.³⁷ Cysat hatte die französische Moralität «La Condamnation du Banquet» die die Exzesse der Völlerei thematisiert, auf lokale Verhältnisse übertragen und zudem mit einem eschatologischen Sinnbezug aufgeladen. Das rund zweieinhalbmal so umfangreiche Spiel heisst bei ihm *Spiegel dess überflusses und missbruchs in ergetzlichkeit des lybs und weltlicher Freuden*. Schon Brandstetter hatte aufgrund der Szenenspiegel die enge Verwandtschaft mit den Luzerner Osterspielen erkannt und auf mannigfaltige Parallelen der Figuren- und Bühnengestaltung sowie auf inhaltliche Gemeinsamkeiten hingewiesen. Seine Befunde liessen sich anhand des integralen Spieltextes noch erhärten. In Cysats an der Fastnacht 1593 aufgeführter *Tragicocomedi* wird fastnächtliches Treiben *sub specie aeternitatis* dargestellt, weltliche Lasterhaftigkeit zieht jenseitige Konsequenzen nach sich. So wird in der Cysat'schen Fassung den Urhebern des Übels, *Convivium* (Gastmahl) und *Coena* (Nachtessen), nicht nur der Prozess gemacht wie in der französischen Vorlage, sondern der Tod holt sich auch gleich die uneinsichtigen Schlemmer, und die Teufel schleppen diese sogleich in die Hölle.

Brandstetter war ein Germanist der alten Schule, er unterschied nicht zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik und forschte interdisziplinär, bevor es Mode wurde, dies zu betonen. Er beschäftigte sich nicht nur mit Spieltexten und

Regiematerialien der Spiele, sondern auch mit der darin verwendeten Sprache, z.B. mit der «Mundart in der Luzerner Dramatik»³⁸. Auch Brauchtum und die Zusammenhänge zwischen Theater und volkskulturellen Praktiken interessierten ihn. Dies schlug sich beispielsweise im Aufsatz «Zu den Luzerner Dorfspielen» nieder, worin er in dörflichem Umfeld entstandene religiöse und fastnächtlige Bräuche und die damit in Beziehung stehenden Spieltexte aus dem 17. und 18. Jahrhundert vorstellte.³⁹ Von der Fruchtbarkeit eines wissenschaftlichen Ansatzes, der nicht an den eigenen Fachbereichsgrenzen haltmacht, zeugen auch seine Ausführungen zur «altschweizerischen Dramatik als Quelle für volkskundliche Forschungen», für die er auch Beispiele aus weiteren Luzerner Spielen, dem Leodegar-, dem Wilhelm- und dem Apostelspiel, anführte und aus diversen anderen Schweizer Spielen zitierte.⁴⁰

Brandstetter war ein echter Pionier der Erforschung des Luzerner Theaterlebens der beginnenden Neuzeit. Seine Produktivität erscheint uns heute geradezu unheimlich. An Brandstetters Aufsätzen kommt keiner vorbei, der sich mit der Blütezeit der Luzerner Spiele befasst. Alle nachfolgenden Forscher haben ihm enorm viel an Vorarbeit und gedanklicher Anregung zu verdanken. Und das Beste ist: Es wird noch eine ganze Weile so bleiben. Denn immer noch existieren von Brandstetter beschriebene Spiele, die nicht herausgegeben sind und näher untersucht werden müssen. Brandstetter hält noch enorm viel Material für den wissenschaftlichen Nachwuchs bereit. Nutzen wir es!

Anmerkungen

- 1 Nachdem die Druckerpresse, die der streitbare Franziskanermönch Thomas Murner während seines Luzerner Exils 1523 im Barfüsserkloster eingerichtet hatte, wegen der Publikation religiöser Hetzschriften stillgelegt worden war, bestanden kaum Möglichkeiten, die konfessionspolitisch heiklen Theatertexte zu veröffentlichen. Renward Cysat (1545–1614), Stadtschreiber, Autor und Regisseur der Weinmarktspiele, beklagte sich über diese Tatsache. Cysats Sammeleifer und seiner Theaterleidenschaft verdankt die Nachwelt die Überlieferung des einzigartigen Fundus an Spieltexten und Regiematerialien.
- 2 Cysat, Renward, *Collectanea Chronica und denkwürdige Sachen pro Chronica Lucernensi et Helvetiae*, bearbeitet von Josef Schmid, Bde. 1 (3 Teile), 2 (2 Teile) und Glossar, Luzern 1961, 1969, 1972, 1977 (= Quellen und Forschungen zur Kulturgeschichte von Luzern und der Innerschweiz 4/1, 4/2, 4/3, 5/1, 5/2, 9).

- 3 Morel, Gall (1861), «Das geistliche Drama, vom 12. bis 19. Jahrhundert, in den fünf Orten und besonders in Einsiedeln», in: *Der Geschichtsfreund* 17, S. 75–144; ders. (1868), «Zusätze und Nachträge zu der Abhandlung: Das geistliche Drama», in: *Der Geschichtsfreund* 23, S. 219–234.
- 4 Baechtold, Jakob (1876), Hans Salat, ein schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften, Basel; ders. (1881), «Hans Salats Drama vom verlorenen Sohn», in: *Der Geschichtsfreund* 36, S. 1–90.
- 5 Brandstetter, Renward (1886), «Die Regenz bei den Luzerner Osterspielen», in: *Jahresbericht der Höheren Lehranstalt Luzern 1885/86*, Luzern, S. 2.
- 6 Brandstetter, «Regenz», S. 2.
- 7 Brandstetter, «Regenz», S. 7.
- 8 Brandstetter, Renward (1890), *Prolegomena zu einer Urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart, Einsiedeln*; ders. (1891), *Die Reception der Neuhochdeutschen Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern 1600–1830*, Luzern; ders. (1892), «Die Luzerner Kanzleisprache 1250–1600. Ein gedrängter Abriss mit spezieller Hervorhebung des methodologischen Momentes», Sonderdruck aus: *Der Geschichtsfreund* 47.
- 9 Brandstetter, Renward (1885), «Die Luzerner Bühnen-Rodel», in: *Germania* 30, S. 205–210 und 325–350; ders. (1886), «Die Luzerner Bühnen-Rodel II. Theil», in: *Germania* 31, S. 249–272.
- 10 Brandstetter (1885), «Bühnen-Rodel», S. 205, 209, 325.
- 11 Greco-Kaufmann, Heidy (2003), «Hofbrückenbilder und Weinmarktspiele. Abhängigkeiten, Wechselwirkungen?», in: Heinz Horat (Hg.), *Der Bilderweg auf der Hofbrücke in Luzern Bd. II: Geschichte, Künstler, kulturelles Umfeld*, Luzern, S. 119–166.
- 12 Brandstetter, Renward (1886), «Die Luzerner Bühnen-Rodel», in: *Germania* 19, S. 17. Bei besagten 12 Folianten handelt es sich um Cysats *Collectanea* (Anm. 2).
- 13 Brandstetter, Anm. 13, S. 252.
- 14 Evans, Blakemore M. (1943), *The Passion Play of Lucerne. An Historical and Critical Introduction*, New York; Nachdruck: Millwood, NY 1975 (*The Modern Language Association of America. Monograph Series* 14).
- 15 Evans, Blakemore M. (1961), *Das Osterspiel von Luzern. Eine historisch-kritische Einleitung. Übersetzung des englischen Originaltextes von Paul Hagmann*, Bern (= Schweizer Theaterjahrbuch XXVII der schweizerischen Gesellschaft für Theaterkultur, hg. von Edmund Stadler).
- 16 Evans, Osterspiel, S. 143.
- 17 Brandstetter, «Bühnenrodel», S. 251.
- 18 Brandstetter, «Bühnenrodel», S. 254.
- 19 Am Rhyns Modell der Osterspielbühne wird in der Schweizerischen Theater-sammlung in Bern aufbewahrt.
- 20 Leacroft, Richard (1984), *Theatre and playhouse: an illustrated survey of theatre buildings from Ancient Greece to the present day with some isometric reconstructions* by R. L. and Helen L., London et al.
- 21 Tailby, John E. (1985), «Die Luzerner Passionsspielaufführungen des Jahres 1583. Zur Deutung der Bühnenpläne Renward Cysats», in: *The Theatre in the Middle Ages*, hg. von Herman Braet et al., Leuven, S. 352–361.
- 22 Greco-Kaufmann, Heidy (2009), *Zuo der Eere Gottes, vfferbuwung dess ment-schen vnd der statt Lucern lob. Theater und szenische Vorgänge in der Stadt Luzern im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. Historischer Abriss (Bd. I)*

- und Quelledition (Bd. II), Zürich (= Theaterum Helveticum 11, hg. von Andreas Kotte, Institut für Theaterwissenschaft der Universität Bern), hier Bd. 1, S. 442 ff.
- 23 Brandstetter, Renward (1885), «Musik und Gesang bei den «Luzerner Osterspielen»», in: Der Geschichtsfreund 40, S. 145–160; ders. (1886), «Die Regen bei den Luzerner Osterspielen», in: Jahresbericht der Höheren Lehranstalt Luzern 1885/86, Luzern, S. 2–38; ders. (1893), «Die Aufführung eines Osterspiels im 16./17. Jahrhundert», in: Der Geschichtsfreund 48, S. 277–336.
- 24 Arlt, Gustave O. (1943), «Judengesänge. Tablets with Modern Transpositions», in: Evans, Blakemore M.: The Passion Play of Lucerne. An Historical and Critical Introduction, New York, S. 69–76.
- 25 Brandstetter, Renward (1885), «Zur Technik der Luzerner Heiligenspiele», in: ANS, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, hg. von Ludwig Herrig, Bd. 74, S. 69–82; und Bd. 75 (1886), S. 383–418.
- 26 Brandstetter, «Technik», S. 71.
- 27 Eberle, Oskar (1929), Theatergeschichte der inneren Schweiz. Das Theater in Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug im Mittelalter und zur Zeit des Barock 1200 bis 1800, Königsberg, S. 25.
- 28 Ukena, Elke (1975), Die deutschen Mirakelspiele des Spätmittelalters. Studien und Texte, 2 Bde., Bern et al. (= Arbeiten zur mittleren deutschen Literatur und Sprache), S. 728, Anm. 12.
- 29 Zu den Teileditionen des Antichrist- und Weltgerichtsspiels vgl. Greco-Kaufmann, Zuo der Eere Gottes, Bd. 1, S. 627 ff.
- 30 Brandstetter, «Technik», S. 389.
- 31 Zum Augenzeugenbericht und zur Rekonstruktion der Bühnenanlage des Weltgerichtsspiels vgl. Greco-Kaufmann, Zuo der Eere Gottes, Bd. 1, S. 339 ff., Abb. 110.
- 32 <http://theateraeternam.blogspot.com/2003/04/bilder-adam-antichrist-apokalypse.html>
- 33 Brandstetter, Renward (1885), «Ueber Luzerner Fastnachtspiele», in: Zeitschrift für deutsche Philologie 17, S. 421–431.
- 34 Steiner, E. (1926) (Hg.), Die dramatischen Werke des Luzerners Zacharias Bletz. Nach der einzigen Handschrift zum ersten Male gedruckt. Frauenfeld (= Die Schweiz im deutschen Geistesleben 41/42). Zu Bletz' Marcolfus vgl. auch Greco-Kaufmann, Heidy (1994), Vor rechten lütten ist guot schimpfen. Der Luzerner Marcolfus und das Schweizer Fastnachtspiel des 16. Jahrhunderts, Bern (= Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, hg. von Alois Maria Haas, Bd. 19).
- 35 Eine Edition ist geplant durch Greco-Kaufmann.
- 36 Brandstetter, Renward (1885), «Das Luzerner Fastnachtspiel vom Jahre 1592», in: Zeitschrift für deutsche Philologie 17, S. 347–365.
- 37 Greco-Kaufmann, Heidy (2001), Spiegel dess vberflusses vnd missbruchs. Renward Cysats «Convivii Process». Kommentierte Erstausgabe der Tragicocomedi von 1593, Zürich (= Theatrum Helveticum 8, hg. von Andreas Kotte, Institut für Theaterwissenschaft der Universität Bern).
- 38 Brandstetter, Renward (1902), «Die Mundart in der alten Luzerner Dramatik», in: Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 3, S. 1–26.
- 39 Brandstetter, Renward (1886), «Zu den Luzerner Dorfspielen», in: Zeitschrift für deutsche Philologie 18, S. 459–478.
- 40 Brandstetter, Renward (1904), «Die altschweizerische Dramatik als Quelle für volkskundliche Forschungen», in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Vierteljahresschrift unter Mitwirkung des Vorstands herausgegeben von Ed. Hoffmann-Krayer und Jules Jeanjaquet, 8. Jahrg., Heft 1, S. 24–36.

Renward Brandstetter als allgemeiner und vergleichender Sprachwissenschaftler

Iwar Werlen

Renward Brandstetters Ruf in der Germanistik beruht, wie Walter Haas in diesem Heft zeigt, auf seinen dialektologischen Arbeiten, vor allem auf seinen Studien zur Luzerner Sprachgeschichte. Dennoch nennt er in seiner Autobiographie namentlich nur zwei seiner Lehrer, nämlich *Misteli* und *Nieman*,¹ keiner davon Germanist. Misteli habe ihn in die allgemeine und die indogermanische Linguistik eingeführt, Nieman «gab mir die indonesische Weihe» (Autobiographie, unten S. 75)

Franz Misteli – Sprachtypologie und Völkerpsychologie

Der erste der beiden, Franz Misteli (1841–1903), war Brandstetters Lehrer an der Universität Basel. Über sein Leben und Werk unterrichten zwei Aufsätze in einem Sammelband von 2002 (ed. Wachter): A. Häcki Buhofer (2002)² würdigt ihn aus der Sicht der Sprachpsychologie; R. Wachter (2002) aus der Sicht der Vergleichenden Sprachwissenschaft. Misteli hatte klassische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft in Zürich bei Heinrich Schweizer-Sidler studiert, ohne aber sein Studium abzuschliessen. Er wurde zunächst Gymnasiallehrer in St. Gallen, danach in Solothurn. 1874 wurde er zum ersten Inhaber der neu gegründeten Professur für Philologie mit sprachwissenschaftlichem Schwerpunkt an der Universität Basel berufen – notabene, ohne zuvor sein Studium abgeschlossen zu haben. Was Misteli auszeichnet, war eine frühe kritische Stellungnahme zum Programm der Junggrammatiker, die eine streng historisch ausgerichtete Sprachwissenschaft anstrebten, und seine Hinwendung zur Völkerpsychologie von Heyman Steinthal (1823–1899) und Moritz Lazarus (1824–1903). Diese beiden gaben seit 1860 gemeinsam die *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* heraus. Sie stützten sich dabei auf Grundgedanken von Wil-

helm von Humboldt (1787–1831), die er unter anderem in seinem wohl berühmtesten sprachwissenschaftlichen Werk, der *Einleitung zum Kawi-Werk*³ von 1836, dargelegt hatte. Im programmatischen Eröffnungsaufsatz von 1860 formulierten sie ihre Überzeugung (wiederabgedruckt in Steinthal 1970, 307–379): So wie die Individualpsychologie die Geistestätigkeit des Individuums wissenschaftlich untersucht, so muss die Völkerpsychologie die Geistestätigkeit der Völker wissenschaftlich untersuchen. Menschen seien immer als Teil einer Gesellschaft, eines Volkes zu sehen, sie lernten die Sprache dieses Volkes und hätten teil am Volksgeist. Was heutige Leser unweigerlich an die völkische Ideologie des Dritten Reiches gemahnt, ist für Lazarus und Steinthal (übrigens beide Juden) noch eine «unschuldige» terminologische Festlegung, die – wie gesagt – auf Wilhelm von Humboldts Auffassung vom Nationalcharakter, vom Volksgeist zurückgeht. Vor allem Steinthal betont, dass die jeweilige Sprache Aufschluss über den Volksgeist gibt. Misteli schloss sich dieser Auffassung an und publizierte ab 1871 mehr oder weniger regelmässig in der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft*. Sein zentrales Werk aber war die Neubearbeitung von H. Steinthals *Charakteristik der hauptsächlichen Typen des Sprachbaus* von 1893. Im Vorwort des Werkes wird auch Renward Brandstetter als Referenzperson erwähnt: «Für das Malajische finde ich mich meinem früheren Zuhörer Prof. Renward Brandstetter verpflichtet, mit dem so ziemlich alle Punkte der Grammatik durchgesprochen wurden. Seine Arbeiten über dies Sprachgebiet, vor allem sein schönes Programm über die malajische Epik (1891) mit Textproben und Uebersetzung, und eine noch ungedruckte über die malajische Syntax habe ich zu meiner Skizze gleichfalls verwertet» (Misteli 1893, XI). Daran schliesst Misteli dann gleich seinen Dank auch an G. K. Niemann an, den er offenbar über Brandstetter kennengelernt hatte. Mistelis «Neubearbeitung» ist in Wirklichkeit weitestgehend eine Neufassung von Steinthals Sprachtypologie, auch wenn er die traditionelle Einteilung in Einverleibende, Wurzelisolierende, Stamm-isolierende, Anreihende, Agglutinierende und Flektierende Sprachen beibehielt, die im Wesentlichen auf morphologischen Aspekten beruht.

Was nun allerdings genau der «frühere Zuhörer» Brandstetter in Basel bei Misteli hörte, ist im Einzelnen nicht bekannt.

Brandstetter hatte nach der Matura in Luzern 1880 wohl im folgenden Herbst in Basel zu studieren begonnen. Laut Bühlmann (1943, 81) belegte er allgemeine, germanische und indogermanische Sprachwissenschaft und schloss das Studium 1883 mit seiner Dissertation ab. Laut einer Mitteilung des Staatsarchivs Basel-Stadt waren «die beiden Prüfer der Promotion von Herrn Brandstetter die Professoren Franz Misteli (1841–1903) und Moritz Heyne (1837–1906) [...]. Dies geht aus dem Protokoll der Philosophischen Fakultät (StABS, Universitätsarchiv R 3,3) hervor. Die Prüfung war am 17.7.1883. Misteli prüfte über Sanskrit und Keilinschriften sowie Sprachvergleiche, Heyne über Deutsche Sprache und Literatur (incl. einer Buchinterpretation), anwesend war auch Prof. Jacob Wackernagel (1853–1938), seit 1869 Nachfolger Nietzsches auf der Prof. für griechische Sprache und Literatur»⁴. Da Brandstetter ein Jahr in Leipzig verbracht hatte, hat er wohl nur vier Semester in Basel studiert; die Inhalte der Prüfung deuten darauf hin, dass seine Interessen schon damals über die indogermanischen Sprachen hinausgingen. Seine Dissertation ist eine Art Grammatik des Luzernerdeutschen, wenn auch in einer eher unüblichen Form (siehe Haas in diesem Heft).

Brandstetters Interesse an «Insulinde» – Der Kontakt mit G. K. Niemann

Brandstetter interessierte sich sicher schon ab 1885 für Themen aus dem «indischen Archipel» (siehe Literaturliste): Er verfasste Feuilletonartikel und Besprechungen über Bücher, die sich mit Animismus und mit Bildung und Schule in Niederländisch-Indien befassen; hier kommen schon ab und zu Erklärungen von sprachlichen Ausdrücken und Konstruktionen vor. Der erste sprachwissenschaftliche Aufsatz zu diesem Themenbereich («Malayische Studien») erschien 1887 in der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* (also jener Zeitschrift, in der auch Misteli publizierte). Brandstetter begründet nicht, warum er sich mit dem Thema befasst – er sagt einfach, dass er sich vorgenommen habe, eine «Specialuntersuchung» über die Präpositionen im Werk «Hhikajat Kalila dan Damina» («Die Geschichte von Kalila und Damina») von J. R. P. F. Gonggrijp zu verfassen.⁵ In der Autobiographie führt

Brandstetter selbst jedoch seine Beschäftigung mit «Insulinde» auf seine Begegnung mit G. K. Niemann (1823–1905) zurück. Bühlmann nimmt das in seiner Biographie auf und sagt, Brandstetter habe Niemann auf einer Reise über den Luzerner See kennengelernt. Aber beide geben das genaue Jahr nicht an – so bleibt es im Dunkeln, ob die geschilderte Szene mehr ist als eine literarisch gestaltete «Urszene». Laut Brandstetter kam Niemann nach dieser ersten Begegnung einige Jahre lang nach Luzern, um ihn zu unterrichten. Niemann war zum Zeitpunkt seiner Bekanntschaft mit Brandstetter am Indischen Institut in Delft tätig, wo er 1873 Professor für Land- und Volkskunde des Makassarischen⁶ und Buginesischen⁷ geworden war. Bekannt wurde er unter anderem durch die Herausgabe zweier malayischer Texte (zuerst 1871, mehrfach nachgedruckt) unter dem Sammeltitle «Bloemlezing uit Maleische Geschriften» («Anthologie malayischer Texte») in arabischer Schrift mit einem holländischen Kommentar. Eine Kurzbiographie von Niemann findet sich in: P. C. Molhuysen en P. J. Blok (red.), *Nieuw Nederlandsch biografisch woordenboek. Deel 1*, A. W. Sijthoff, Leiden 1911, 2078; auf dem Internet einsehbar unter http://www.dbnl.org/tekst/molh003nieu01_01/molh003nieu01_01_2078.php [besucht am 8.3.2012].

Zwar ist Brandstetters Aufsatz über die Präpositionen im Ansatz vergleichend, aber er begründet noch keineswegs eine im engeren Sinn vergleichende, rekonstruierende Sicht der malayo-polynesischen Sprachen. Diese folgt erst in späteren Werken, nachdem Brandstetter in einem ersten Schritt eine Reihe von Übersetzungen und «literaturkundlichen» Untersuchungen vorgenommen hatte, wie Bühlmann (1942/43, 88) ausführt. Diese Übersetzungsarbeit ist die Grundlage seiner späteren sprachwissenschaftlichen Arbeiten, erarbeitet er sich doch auf diese Weise Texte, deren Kenntnis für ihn – hier folgt er übrigens Wilhelm von Humboldt – die Voraussetzung zur Beschäftigung mit den jeweiligen Sprachen darstellt. Die erste eigentlich sprachvergleichende Arbeit ist *Tagalen und Madagassen* (1902),⁸ die den Untertitel trägt: «Eine sprachvergleichende Darstellung als Orientierung für Ethnographen und Sprachforscher» – sie richtet sich also an ein etwas weiteres Publikum. Der Titel der Arbeit ist zumindest irreführend – Brandstetter behandelt die Sprachen und äussert sich nur kurz ablehnend über negative Werturteile über die malayo-polynesi-

sche «Rasse» (S. 16). Er stellt die These auf, dass Tagalog und Madegassisch zwei miteinander verwandte Sprachen sind;⁹ sie beide gehören zum malayo-polynesischen Sprachstamm und mit ihrer Hilfe lässt sich eine malayo-polynesische Ursprache rekonstruieren. Diese Denkform entspricht den Ansätzen für die Rekonstruktion einer indogermanischen Ursprache, die rund ein Jahrhundert früher mit der Entdeckung der Verwandtschaft des Sanskrit mit anderen indogermanischen Sprachen begonnen hatte. Brandstetter stellt das selbst fest: Seine Methode sei die gleiche wie jene der Indogermanistik (S. 11). Diese Abhandlung Brandstetters bildet den Auftakt für eine Reihe von vier weiteren Aufsätzen, die unter dem Titel «An Introduction to Indonesian Linguistics» (1916) ins Englische übersetzt wurden und die Brandstetter den Ruf eines Begründers der vergleichenden malayo-polynesischen Sprachforschung einbrachten. Dabei beschrift er in einer weiteren Hinsicht Neuland: Im Aufsatz «Wurzel und Wort in den indonesischen Sprachen» (1910) entwickelt er eine eigene Theorie der Sprachwurzeln, die später von R. Blust (1988) wieder aufgenommen wurde und die auch Marschall (1992, 23) als zentral ansieht. Sie geht über den engeren Rahmen der Indogermanistik hinaus, indem sie mit dem Begriff der «Wurzel» eine Grösse schafft, die gerade nicht der Grundannahme der Indogermanistik entspricht, dass jede zugrunde liegende Form eine wohldefinierte Bedeutung haben muss. Kennzeichnend für Brandstetter ist weiter, dass er sich nicht, wie das etwa Dempwolff (1934) tun wird, auf die vergleichende Lautlehre beschränkt, sondern auch alle anderen Ebenen der Sprache miteinbezieht.

«Architektonische Sprachverwandtschaft»

Seine zentrale Arbeit im Bereich der allgemeinen Sprachwissenschaft veröffentlichte Brandstetter unter dem Titel «Architektonische Sprachverwandtschaft in allen Erdteilen» (1920) zu seinem 60. Geburtstag. Man versteht den Titel der Abhandlung nur richtig, wenn man ihn kontrastiert mit dem Verständnis von Sprachverwandtschaft als Verwandtschaft aufgrund gleicher Abstammung, der bis dahin die primäre Aufmerksamkeit der Forscher gegolten hatte. Er beginnt die Abhandlung mit: «Ich beobachte in allen Weltteilen die sprachliche Erschei-

nung, dass zwei oder mehr Idiome in ihrer Architektur – im Bau des Wortes, der Wendung, des Satzes – eine weitgehende Übereinstimmung aufweisen, während ihre meisten oder sogar ihre sämtlichen Vollwörter, Formwörter und Formantien in ihrem Lautbild völlig verschieden sind» (Brandstetter 1920, 8). Diese strukturelle Übereinstimmung ist es, was er mit dem Terminus «architektonisch» meint. Es geht also nicht um lautliche, morphologische oder lexikalische Übereinstimmungen, sondern um strukturelle Ähnlichkeiten. Der Metapher «Architektur» oder «Bau» der Sprachen stehen im 19. Jahrhundert zwei andere gegenüber: die Sprache als «Organismus» (der wächst und sich verändert) und die Sprachen als «Familien» (die miteinander verwandt sind). Die «Architektur»-Metapher wird vor allem in der Sprachtypologie gebraucht, wo im Wesentlichen morphologische Kriterien untersucht worden waren, wie etwa bei Misteli. Um die architektonischen Unterschiede zu zeigen, wählt Brandstetter Sprachen aus «allen Erdteilen» und Beispiele verschiedener Sprachebenen; darin geht er über die rein morphologisch bestimmten Typen hinaus. Besonders interessiert ihn der Satzbau von drei genetisch, areal und typologisch verschiedenen Sprachen: Rottinesisch, Chinesisch und Ewhe.¹⁰ Er schliesst die Arbeit mit folgendem Fazit: «Rottinesisch, Chinesisch und Ewhe weisen also eine sehr weit gehende architektonische Verwandtschaft auf. Es ist nun nicht denkbar, dass dieselbe auf gemeinschaftlicher Abkunft oder auf gegenseitiger Beeinflussung basiere. ... Diese Erscheinung beruht darauf, dass die Seelen aller Menschen, aller Völker gleichen Wesens sind. Daher treten im Glauben, in den Sitten, in der Poesie und auch in der Sprache bei den verschiedensten Nationen oft überraschend ähnliche Gebilde zu Tage» (S. 26). Dieser Schluss entspricht Brandstetters humanistischer Grundüberzeugung; er ist aber auch wissenschaftlich interessant, begründet er doch die architektonische Übereinstimmung als im Mensch-Sein angelegt – modern gesprochen also in der Natur des Menschen.

Brandstetters Interpretation von «Völkerpsychologie»

In einer ganzen Reihe von Schriften beschäftigt sich Brandstetter mit völkerpsychologischen Aspekten. Aus dieser Reihe greifen wir hier das erste Heft der Reihe «Wir Menschen der indonesischen Erde» von 1921 mit dem Titel «Die indonesische und die indogermanische Volksseele. Eine Parallele auf Grund sprachlicher Forschung» heraus. Das Heft enthält eine programmatische halbe Seite (siehe unten S. 104), in der Brandstetter sagt, er wolle den Beweis antreten, «dass unsere [d.h. die indonesische] Seele des gleichen Wesens und des nämlichen Wertes ist wie die eure und dass somit die Natur uns ein ebenso hoch ragendes Menschentum zugesprochen hat wie euch» (Brandstetter 1921, 3). Diese Ankündigung wird dann so umgesetzt, dass «sprachliches Material» zeigen soll, «wie sich die IdG [= indogermanische] und die IN [= indonesische] Volksseele im Wortschatz der beiden Sprachstämme *erfasst, auffasst* und ausspricht und zieht [...] *Vergleiche*» (Brandstetter 1921, 4). Das wird dann etwa so gezeigt, dass Brandstetter Bezeichnungen für *Seele* in den beiden Sprachfamilien herausarbeitet, die auf Basen zurückgehen, die ursprünglich «Atem, atmen, Hauch, Wehen der Luft» bedeuten. Es folgt eine lange Liste von Belegen aus den beiden Sprachfamilien. Das Schwierige daran ist dabei, dass im Text auf Wörter von Sprachen verwiesen wird, die einem Durchschnittsleser nicht bekannt sind; Brandstetter gibt auch nicht an, woher er diese Wörter hat (im Unterschied zu seinen früheren Arbeiten, wo er Quellen für seine Belege durchaus angibt). Seine etymologischen Untersuchungen über die *Benennungen der Seele* sollen – so seine Überzeugung – einiges darüber verraten, «was vom *Wesen der Seele* gedacht wird oder einmal gedacht wurde» (Brandstetter 1921, 7). Der völkerpsychologische Ansatz wird hier auf eine Analyse des Wortschatzes für Psychisches reduziert – wenn gezeigt werden kann, dass die indonesischen Sprachen über Wörter für Seele verfügen, die etymologisch auf ähnliche Bedeutungsmotive wie jene der indogermanischen Wörter zurückgeführt werden können, wird die Gleichheit oder besser Gleichwertigkeit der beiden Sprachfamilien erwiesen. Diese sprachinterne Argumentation gilt natürlich nicht nur für Brandstetter – es ist ein Topos der Untersuchungen zu den verschiedenen Sprachen der Welt, dass ihnen etwa ein Wort für *Gott*

fehle und dass sie genau deswegen eine tiefere Stufe der Kultur aufweisen als die indogermanischen Sprachen. Brandstetter dagegen will geradezu das Gegenteil zeigen: Weil die indonesischen Sprachen über den Wortschatz für Seelisches verfügen, sind sie gleichwertig. Es bleibt aber dabei, dass er in der Reihe «Wir Menschen der indonesischen Erde» im Rahmen der Sprachen und – später – Literaturen bleibt, ohne einen Zusammenhang zum nichtsprachlichen Handeln und Sich-Verhalten herzustellen. Man versteht aber auch, dass Brandstetter sagt, seine Arbeiten könnten «als Vorläufer eines solchen Lexikons [i.e. eines etymologischen Wörterbuchs der malayo-polynesischen Sprachen] gesehen werden; denn es enthält eine Überfülle von etymologischen Deutungen, besonders von Wörtern mit psychischem Gehalt» (Autobiographie, S. 79 unten).

Indonesisch – mit dem Indogermanischen verwandt?

Gegen Ende seines Lebens, 1937, publizierte Brandstetter in seiner Reihe «Wir Menschen der indonesischen Erde» als Band XI «Die Verwandtschaft des Indonesischen mit dem Indogermanischen». Hier ist nicht mehr von der architektonischen Verwandtschaft die Rede, sondern von einer genetischen. Das Thema selbst war nicht neu – schon Franz Bopp (1791–1867), der als Begründer der vergleichenden Indogermanistik gilt, hatte in einem umfangreichen Spätwerk nachzuweisen geglaubt, dass die malayo-polynesischen und die indogermanischen Sprachen miteinander verwandt waren. Sein Ausgangspunkt waren Wilhelm von Humboldts Forschungen zur Kawi-Sprache:

«Aus dem, was W. v. Humboldt in seinem geistreichen Werke über die Kawi-Sprache gelegentlich über die aus uralter Zeit herstammende Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Mundarten mit dem Sanskrit bemerkt hat, und aus eigenen Beobachtungen, die ich in dieser und einer künftigen Abhandlung darlegen werde, bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass der malayisch-polynesische Sprachzweig ein Abkömmling des Sanskrit-Stammes ist, dass er dazu in einem töchterlichen Verhältnisse steht, während die meisten europäischen Sprachklassen dem Sanskrit schwesterlich die Hand reichen ... So wie aus dem Material der unter ihrer Last zusammengesunkenen Römersprache die romanischen Idiome sich

gebildet haben, so, glaube ich, sind die malayisch-polynesischen aus den Trümmern des Sanskrit erstanden, oder sie enthalten zum Theil nur Trümmer eines verfallenen Sprach-Organismus» (Bopp [1972 (1840)], 235; ohne Anmerkungen zitiert).

Die Reaktion auf Bopps Unterfangen, das «töchterliche Verhältnis» nachzuweisen, war generell negativ. Theodor Benfey urteilte in seiner *Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland* (1869) salomonisch: «Es war ein Glück für die Wissenschaft, dass es der grosse Schöpfer dieses Werkzeugs selbst war, durch welchen die Möglichkeit eines solchen Missbrauchs recht hell an's Licht trat; wäre es ein anderer gewesen, so würde man vielleicht der Person, nicht der Sache die Schuld aufgebürdet haben» (Benfey 1869, 512). Brandstetter war sich durchaus bewusst, dass er Franz Bopp folgte: «Franz Bopp hatte für seine Abhandlung ›Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen‹ nur kärgliches und zum Teil fehlerhaftes Material zur Verfügung. Es ist dies einer der Gründe, weswegen sein Unternehmen scheitern musste» (Brandstetter 1937, 5). Brandstetters eigener Versuch beruhte für das Indonesische auf seiner Theorie der «Wortkerne» in diesen Sprachen, aus denen mittels sogenannter primärer Formantien Grundwörter gebildet werden; sekundäre Formantien bilden mit Grundwörtern zusammen Weiterbildungen. Das Indogermanische seinerseits weist meist «Wurzeln» genannte Grundelemente der Wortbildung auf. Brandstetters Vorgehen bestand darin, die von ihm rekonstruierten Wortkerne des Indonesischen mit Wurzeln des Indogermanischen (hier zumeist nach Walde-Pokorny zitiert) zu vergleichen: «Hat man eine sprachliche Realität als Ur-IdN [= Ur-Indonesisch] erkannt, so sucht man eine Ur-IdG [=Ur-Indogermanische] Parallele, die mit jener Realität in Lautung und Bedeutung, eventuell auch nach der Funktion etc. kongruent ist. Was man auf diese Weise gefunden hat, ist IdN-IdG Urgut.» (Brandstetter 1937, 8). Ein Beispiel mag zeigen, wie Brandstetter hier vorgeht. Er rekonstruiert einen Ur-Indonesischen Wortkern «kap» «fassen» (S. 19), den er etwa in Pampanga «dakap» «abfassen», Toba «tangkap» «ergreifen, begreifen» findet, und vergleicht ihn mit Indogermanisch «qap» «fassen», das er z.B. in Lateinisch «capere» «ergreifen, begreifen» realisiert sieht. Er schliesst dann, dass hier ein gemeinsames Indonesisch-Indogermanisches Ele-

ment vorliegt. Brandstetter will nicht nur zeigen, dass solche Wortkerne als Grundwörter miteinander vergleichbar sind; er unternimmt das auch für Bildungsweisen, Konjugationen und andere Wortarten als nur gerade Nomen und Verb. Bei der Deklination kommt er zum Schluss, dass für seinen Zweck «keine Beweisstücke» zu finden seien (23) – er sieht aber einen Zusammenhang zwischen den romanischen Sprachen und den indonesischen. Das überrascht doch einigermaßen, wenn man bedenkt, dass die romanischen Sprachen aus dem Lateinischen entstanden sind und die morphologischen Kasusbildungen aufgrund von Lautentwicklungen verschwunden sind. Warum Brandstetter sich in dieser letztern seiner zu Lebzeiten gedruckten Arbeiten so dezidiert äussert und dabei jede philologische Vorsicht missachtet, ist schwer zu verstehen. Er selbst sagt dazu in seiner Autobiographie: «Das Problem <die Verwandtschaft des Indonesischen mit dem Indogermanischen> hat schon Bopp behandelt. Ich bin hier also nicht Pionier. Allein zu Bopps Zeit war noch sehr wenig indonesisches Sprachmaterial veröffentlicht und die indonesischen Lautgesetze hatte noch niemand formuliert. Daher musste seine Arbeit missglücken. Wie ich auf das Problem zurückgriff, war meine Lage weit günstiger; denn eine Unmenge von sprachlichem Stoff stand mir zur Verfügung, und die Lautgesetze hatte man ermittelt. Als die Ergebnisse meiner Untersuchung publik wurden, stimmten mir manche Forscher geradewegs bei, andere zögernd. Eine direkte Ablehnung habe ich nicht erfahren; niemand sagte, hier habe blosser Zufall gewaltet. Allerdings wurde auch die Auffassung geäussert, man brauche nicht gerade Blutsverwandtschaft zu statuieren; der Einklang könne auch daher rühren, dass Indogermanisches in das Indonesische eindrang oder dass jenes von diesem überflutet wurde. Nach all dem wäre ich klüger gewesen, wenn ich mir die Aufgabe bloss so gestellt hätte: <Das Sprachgut, welches gemeinsames Eigentum des Indonesischen und des Indogermanischen ist>. – Auch eine so umschriebene Studie hat ihren Wert – und wenn ich die Ausdeutung andern Forschern überlassen hätte» (Brandstetter, Autobiographie, unten S. 81 f.). Es gibt heute keine ernstzunehmende Forschung mehr, welche die Hypothese eines gemeinsamen Sprachgutes der beiden Sprachfamilien annehmen würde (von den vielen Entlehnungen natürlich abgesehen, die über die Jahrhunderte von der einen zur andern Seite gewandert sind).

Schluss

Brandstetter war zeit seines Lebens darauf bedacht, dass ihm der gebührende Respekt erwiesen wurde – er hat sich mehrfach über die ausbleibende Anerkennung beschwert. In der Autobiographie zählt er akribisch alle positiven Bemerkungen auf, die über ihn publiziert wurden. Am stolzesten ist er aber nicht auf seine sprachwissenschaftlichen Werke, sondern auf seine literaturbezogenen: «Ich habe die vergleichende all-indonesische Literaturwissenschaft ins Leben gerufen» (Autobiographie, 81). Das ist einigermaßen überraschend: Es scheint fast, als würde Brandstetter sich hier auf eine Art Rückzugsgefecht eingelassen haben – am Ende seines Lebens erkennt er unschwer, dass Otto Dempwolff als Begründer der vergleichenden Lautlehre des austronesischen Wortschatzes gilt und nicht mehr er, dem die Systematisierung seiner Erkenntnisse nicht gegeben war. Es geht ihm dabei ein wenig wie seinem älteren Landsmann, dem Dekan Franz Josef Stalder, der zwar für die Deutschschweizer Dialektologie Pionierarbeiten geleistet hat, der den Titel eines Begründers der wissenschaftlichen Dialektologie aber dem Bayern Josef Andreas Schmeller überlassen musste.

Literatur

- Benfey, Theodor (1869), *Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten*, München: Cotta.
- Blust, Robert (1988), *Austronesian Root Theory. An Essay on the Limits of Morphology*, Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins (Studies in Language Companion Series, Vol. 19).
- Bopp, Franz (1840), [Rez.] «Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Von Wilhelm von Humboldt», in: *Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik* 2, sp. 697–742.
- Bühlmann, Heinrich (1943), «Professor Renward Brandstetter 1860–1942», in: *Jahresbericht über die kantonalen höhern Lehranstalten in Luzern für das Schuljahr 1942/43*, Luzern: Haag, S. 80–114.
- Dempwolff, Otto (1934), *Vergleichende Lautlehre des austronesischen Wortschatzes in drei Bänden. Erster Band: Induktiver Aufbau einer indonesischen Ursprache*, Berlin, Reimer; Hamburg, Boysen (Beihefte zur Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen, 15. Heft), Nachdruck 1969: Nendeln, Liechtenstein, Kraus Reprint.
- Häcki Buhofer, Annelies (2002), «Franz Misteli aus der Sicht der Sprachpsychologie», in: R. Wachter (Hg.), *Sprachwissenschaft in Basel 1874–1999*, S. 18–31.
- Lazarus, Moritz und Heyman Steinthal (1970 [1860]), «Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie als Einladung zu einer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft», in: H. Steinthal, *Kleine sprachtheoretische Schriften. Neu zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen von Waltraud Bumann*, Hildesheim, New York: Olms, S. 306–379.
- Gonggrijp, Justus Rinia Petrus François (1876), *Hhikajat Kalila dan Damina*, Leiden: [s.n.].
- Humboldt, Wilhelm von (1998), *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes*, hg. von D. Di Cesare, Paderborn et al.: Schöningh (UTB 2019).

- Marschall, Wolfgang (1992), «Nachwort», in: Brandstetter, Renward. *Ein Muster für all-indonesische Sprachvergleichung. Mit indogermanischen Parallelen*, hg. u. m. einem Nachwort vers. von W. Marschall, Bern: Institut für Ethnologie (Arbeitsblätter Nr. 4).
- Misteli, Franz (1893), *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus*, Neubearbeitung des Werkes von Prof. H. Steinthal (1861), Berlin: Dümmler (Abriss der Sprachwissenschaft, Zweiter Teil).
- Mueller-Vollmer, Kurt (1993), *Wilhelm von Humboldts Sprachwissenschaft: ein kommentiertes Verzeichnis des sprachwissenschaftlichen Nachlasses*, mit einer Einleitung und zwei Anhängen, Paderborn etc.: Schöningh.
- Niemann, G. K. (1871), *Bloemlezing uit Maleische Geschriften*. 's Gravenhage, Nijhoff. [Mir liegen der fünfte Abdruck des ersten Teils von 1906 und der vierte Abdruck des zweiten Teils von 1907 vor.]
- Wachter, Rudolf (2002), «Vergleichende Sprachwissenschaft», in: R. Wachter (Hg.), *Sprachwissenschaft in Basel 1874–1999*, S. 112–126 [mit einem Anhang: Verzeichnis der Schriften Franz Mistelis, S. 127–129].
- Wachter, Rudolf (Hg.) (2002), *Sprachwissenschaft in Basel 1874–1999. Akten des Symposiums vom 30. Oktober 1999*, Basel: Schwabe & Co. (Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel, NF 2).
- Werlen, Iwar (2011), «Wilhelm von Humboldt and the role of the verb in Tagalog», in: Reid, L. A., Ridruejo, E., Stolz, Th. (Eds.), *Philippine and Chamorro Linguistics Before the Advent of Structuralism*, Berlin: Akademie (Koloniale und Postkoloniale Linguistik, Colonial and Postcolonial Linguistics, Bd. 2), S. 117–140.

Anmerkungen

- 1 Erstaunlicherweise schreibt Brandstetter den Namen *Nieman* zunächst mit zwei /nn/, streicht dann aber eines. Die übliche Schreibweise ist allerdings *Niemann* (genauer: George Karel Niemann [1823–1905]).
- 2 Ebenfalls von A. Häcki Buhofer stammt der kurze Eintrag zu Misteli in das *Lexicon grammaticorum* von H. Stammerjohann, Second edition, Berlin, New York: de Gruyter 2009, S. 1032 f.

- 3 Der genannte Text hat eine eigentümliche Geschichte; er existiert in vier voneinander verschiedenen Fassungen, von denen die älteste und wohl bekannteste die postume Ausgabe von 1836 ist (siehe auch Müller-Vollmer [1993] und die Neuauflage [1998], besorgt von D. Di Cesare).
- 4 Für die Mitteilung danke ich Frau Prof. Dr. A. Häcki Buhofer vom Deutschen Seminar der Universität Basel und Herrn Hermann Wichers vom Staatsarchiv Basel-Stadt (E-Mail vom 21. März 2012).
- 5 Dieser Aufsatz scheint, wenn wir richtig sehen, der einzige zu sein, der in einer sprachwissenschaftlichen Zeitschrift publiziert wurde. Die dialektologischen Arbeiten wurden zumeist im *Geschichtsfreund* veröffentlicht, der von seinem Vater redaktionell betreut wurde. Die späteren Arbeiten erschienen fast durchwegs als Privatdrucke. Dazu kommen Beiträge als Beilagen zum Jahresbericht der Luzerner Kantonsschule oder in Zeitungen oder allgemeinen Zeitschriften. Ein eigenes Buch hat Brandstetter nie verfasst; auch seine Dissertation erschien im *Geschichtsfreund*.
- 6 Makassarisch ist eine der Sprachen, die auf auf Süd-Sulawesi gesprochen werden, siehe www.ethnologue.org unter dem Stichwort *Makasar*.
- 7 Buginesisch oder Bugis wird vor allem in Südwest-Sulawesi gesprochen, siehe www.ethnologue.org unter dem Stichwort *Bugis*.
- 8 Tagalog ist die Sprache von Manila und Umgebung auf den Philippinen, Madagassisch (heute häufig als *Malagasy* bekannt) wird auf Madagaskar gesprochen. Mehr dazu unter www.ethnologue.org
- 9 Das ist keine neue Hypothese – die Verwandtschaft der malayo-polynesischen Sprachen war schon im 18. Jahrhundert – etwa bei Hervás y Panduro – bekannt (siehe dazu Werlen 2011).
- 10 Rottinesisch wird heute Bilba genannt und wird auf Timor und anderen Inseln Indonesiens gesprochen; Ewhe ist eine afrikanische Sprache, die in Kongo und Togo gesprochen wird; Näheres siehe in www.ethnologue.org

Die Brandstetter-Sammlung in der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern

*Peter Kamber (Aus dem Englischen übersetzt von Iwar Werlen,
korrigiert von Peter Kamber)*

Renward Brandstetters unbezähmbare Wissbegier und seine Begeisterung für Welten, die grundverschieden und trotzdem in vielerlei Hinsicht verwandt waren mit denen, die er kannte, hatten ihre Wurzeln in der kulturellen und geistigen Tradition des Ortes, aus dem er stammte, dem Flecken Münster – der Name «Beromünster» entstand erst in den 1930er-Jahren –, und seiner Familie, besonders seines Vaters, Josef Leopold Brandstetter.

Hoch über dem Flecken thronte, und thront noch immer, das Chorherrenstift St. Michael und das im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. Das Stift, das vom landwirtschaftlichen Reichtum seines Territoriums lebte, stand für über tausend Jahre als Brennpunkt von Frömmigkeit, Bildung und Gelehrsamkeit in Blüte. Es zog begabte und gelehrte Männer an wie Elias Elye (ca. 1400–1475), der 1470 das erste datierte Druckwerk in der Schweiz herausgab, oder Franz Josef Stalder (1757–1833), den Begründer der schweizerdeutschen Dialektologie. Aber in schwer bestimmbarer Weise beeinflusste der Geist dieser kirchlichen Einrichtung auch jene, die in ihrem Schatten lebten. Der Flecken brachte in all den Jahren mehr eigenständige und einflussreiche Denker hervor, als man hätte erwarten können: unter ihnen Ignaz Paul Vital Troxler (1780–1866), Arzt, Philosoph, Historiker, Politiker und zudem ein Polemiker allerersten Ranges. Und Joseph Eutyechius Kopp (1793–1866), einen Freund des deutschen Historikers Friedrich Böhmer und einen der Begründer der modernen Geschichtsschreibung in der Schweiz. Zu ihnen gehört auch Josef Vital Kopp (1906–1966), Jesuit, klassischer Philologe, Lehrer und Schriftsteller, der über Münsters Genius Loci schrieb: «Vorerst bewegen mich ... Gefühle grosser Dankbarkeit. Diese hege ich zunächst dem Flecken Beromünster gegenüber, dem Ort meiner glücklichen Jugendjahre. Die klar geordneten Gassen,

diese eindrücklichen Sinnbilder für Rang und Stufung, die von allen Seiten her den Wanderer unausweichlich auf den geistigen Mittelpunkt, auf das Stift, hinführen, haben vermutlich, mehr als ich wusste, mein ganzes Denken bestimmt und mich zeitlebens genötigt, in der grossen Welt nach jenen Zeichen zu forschen, die die greifbaren Dinge ebenso planvoll auf ein geistiges Zentrum der Schöpfung hinführen. Mein Geburtsort war mir daher immer eine Art Richtbild für meine Weltbetrachtung überhaupt. Darum habe ich ihn stets so herzlich geliebt...» Diese Welt prägte auch Renward Brandstetter. Und es ist die Welt, die in den Büchern und Nachlässen dieser Männer dokumentiert ist, welche heute in der Zentral- und Hochschulbibliothek in Luzern aufbewahrt werden.¹

Der ältere Brandstetter (1831–1924) wählte, nicht untypisch, das Modell eines Berufsweges, den vor ihm schon sein GROSSONKEL Ignaz Paul Vital Troxler und noch früher, im 18. Jahrhundert, die Luzerner Stadtärzte Karl Niklaus Lang (1670–1741) und Moritz Anton Kappeler (1685–1769) eingeschlagen hatten. Sie alle begannen ihre berufliche Karriere als Ärzte, interessierten sich dann aber mit der Zeit mehr für andere Forschungen, wie Lang und Kappeler, oder gaben ihren angestammten Beruf ganz auf und suchten eine neue Herausforderung. Troxler wandte sich der Philosophie und der Politik zu. Brandstetter schlug eine Laufbahn als Lehrer und Rektor ein, fand aber seine eigentliche Berufung in Bibliographie, Namenkunde und Geschichtsschreibung. Unter seinen bleibenden Werken finden sich *das Repertorium über die in Zeit- und Sammelschriften der Jahre 1812–1890 enthaltenen Aufsätze und Mitteilungen schweizergeschichtlichen Inhaltes* (Basel 1892), zwei Bände in der bibliographischen Reihe *Bibliographie der schweizerischen Landeskunde*, eines der grundlegenden grossen Projekte des Erwachens des Schweizer Nationalbewusstseins in den 1890er Jahren, und seine monumentale, ungedruckte Zusammenstellung der *Schweizer Orts- und Flurnamen der Schweiz* in sieben Bänden,² dessen erster Band über den Kanton Luzern auch heute noch dem *Luzerner Namenbuch*, das im Erscheinen begriffen ist, als Quelle dient.³

Renward Brandstetter und sein Vater begannen etwa zur gleichen Zeit, der Kantonsbibliothek Luzern Bücher zu schenken. Der erste Eintrag in der Zuwachs-Kontrolle⁴ für «Prof.

Dr. R. Brandstetter, Sohn» ist nicht genau datiert, wird aber ziemlich sicher von 1886 stammen. Es ist Ernst von Wildenbruchs (1845–1909) *Das neunte Gebot, Schauspiel in 4 Akten* (Berlin 1886; ZHB-Signatur B 1145.c 8°). Es folgen drei Bücher als Geschenke von «Erziehungsrat Brandstetter», Josef Leopold Brandstetter: Franz Kirchmayers *Diocteziano: studio storico sulle fonti romane* (Zara 1881, F3 56.as fol.) und zwei Sonderdrucke aus *Der Geschichtsfreund*, der Zeitschrift des Historischen Vereins der V Orte Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden, Luzern und Zug, die Brandstetter von 1882 bis 1922 präsidierte.

1889 begannen Brandstetters Schenkungen der Kantonsbibliothek Probleme zu bereiten. In diesem Jahr erhielt die Bibliothek die ersten vier Bücher, die von einem Interesse Brandstetters an den Sprachen Asiens und Afrikas zeugten. Johann Gerard Friedrich Riedels *De sluik- en kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua* ('s-Gravenhage 1886; F1 54.fs fol.) konnte noch unter den Geschichtswerken eingeordnet werden. Aber Horace Hayman Wilsons *A Sanskrit and English Dictionary* (London, Benares 1870; C 451 gr.4°), Heymann Steinthals *Die Mande-Neger-Sprachen* (Berlin 1867; C 731 4°) und zwei Bände der *Bibliotheca Indica*, N.S. Nr. 32 & 81, *The Sāṅkhya aphorisms of Kapila* (Calcutta 1865; C 32 4°) blieben ohne Signatur. Der Bibliothekar wusste einfach nicht, was er mit diesen Büchern anfangen sollte. Die Kantonsbibliothek war nicht gerüstet für «exotisches» Material dieser Art. Als Brandstetter 1901 Otto Böhlingks *Indische Sprüche: Sanskrit und Deutsch* (St. Petersburg 1863–1865; C 64 4°) schenkte, gab es dafür immer noch keine Lösung. Vorläufig wurde das Buch unter den «Orientalia» eingereiht.

Bis 1920 wird Renward Brandstetter in der Zuwachskontrolle nur selten als Geber erwähnt, während sein Vater regelmässig als Donator erscheint. Aber 1923 überliess er der Bibliothek, was später – nicht wirklich angemessen – die «Süd-Amerika-Abteilung» seiner Sammlung genannt wurde, 32 Bände, unter denen sich Werke befanden wie Otto Stolls *Die Sprache der Ixil-Indianer* (Leipzig 1887; C 741 4°), Ernst Wilhelm Middendorfs *Die einheimischen Sprachen Perus* (Leipzig 1890–1892; C 458 4°), von Raoul de la Grasserie *Le Nahuatl* (Paris 1903; C 403 4°), die Faksimile-Ausgabe von Pedro Marbans *Arte de la lengua Moxa* (Leipzig 1894;

C 444 8°). Zu diesen aber gesellten sich Etienne Aymonier, *Dictionnaire čam-français* (Paris 1906; C 19 gr.4°), Wilhelm von Humboldt, *Über die Kawi-Sprache* (Berlin 1836–1839; C 158 gr.4°), C. F. Winter, *Kawi-Javaansch woordenboek* (Batavia 1880; C 452 gr.4°) und Diedrich Westermann, *Wörterbuch der Ewe-Sprache* (Berlin 1905–1906; C 448 gr.4°). Inzwischen hatte die Kantonsbibliothek eine neue Signatur geschaffen: «C – Orientalische Sprachwissenschaft. Afrikanische und amerikanische Sprachen» – vielleicht auch ein Hinweis darauf, dass man 1923 wusste, dass noch mehr zu erwarten war.

Als Brandstetter 1927 von seinen Lehrverpflichtungen entlastet wurde, zogen er und seine Frau in ein Hotelappartement nicht weit weg von der Kantonsbibliothek um, und die «indonesischen» Bücher des Professors gelangten an die Bibliothek. Ein Vertrag, unterzeichnet am 1. August 1927 von Brandstetter und dem Bibliothekar Johann Bättig (1869–1950), legte fest, dass Brandstetter allein das Recht haben sollte, die Bücher zu gebrauchen, solange er lebte. Weiter wurde ihm der Zugang zum Magazin gestattet. Ausleihen an Dritte waren nur möglich mit Brandstetters Erlaubnis. Kurz danach fand Bättig in einem Artikel in der Luzerner Tageszeitung *Vaterland* lobende Worte und gab seine Einschätzung der Wichtigkeit der Schenkung für die Bibliothek mit den folgenden Worten wieder: «Unterm 30. Juli hat Herr Prof. Dr. h.c. Renward Brandstetter seine indonesische Bibliothek an die Kantonsbibliothek Luzern als Schenkung übergeben. Mit der schon im Jahre 1922 abgetretenen Abteilung «Südamerikanische Sprachen» umfasst diese auf deutschem Sprachgebiet einzigartige Sammlung etwa 400 Bände. Sie wirkt auch im Rahmen einer grössern allgemeinerwissenschaftlichen Bibliothek als überraschende Offenbarung. ... Herr Professor Brandstetter hat uns seine Bibliothek mit einer gewissen Feierlichkeit übergeben. Seine Seele war damit verbunden. Aber die Sammlung wird auch von der Kantonsbibliothek als wertvoller Besitz gehütet werden und bedeutet weiterhin in den schweizerischen Bibliotheksbeständen völligen Neubau einer seltenen Spezialabteilung».⁵

Die Eingliederung der indonesischen Sammlung in die Bibliothek ging nur langsam voran. Ende 1930 waren erst 131 Titel katalogisiert. Dafür gibt es keinen offensichtlichen Grund, aber es ist nicht sehr schwierig, sich einen vorzustellen. Weil Brandstetter die Sammlung sich selbst vorbehalten hatte,

gab es klarerweise keine Notwendigkeit, sie für den öffentlichen Gebrauch so schnell als möglich herzurichten.

Schauen wir uns nun die Sammlung Brandstetter näher an. Es sind insgesamt 476 Titel, von denen 314 vor 1900 erschienen waren, davon die meisten, 291, im 19. Jahrhundert. 162 stammen aus dem 20. Jahrhundert. Nur 23 wurden vor 1800 gedruckt, davon die meisten, 13, im 17. Jahrhundert. Etwa die Hälfte der Bücher sind auf Deutsch, ein Drittel auf Spanisch oder Holländisch geschrieben, 13% auf Latein, 5% auf Englisch und 3% auf Französisch. Aber diese Zahlen sind irreführend. Eine grosse Zahl der Bücher handelt von den Sprachen, an denen Brandstetter interessiert war: Javanisch, Roti, Bugis, Minangkabau, Nias, Sunda, Madegassisch, Batak, Tagalog, Ivatan, Bontok, Samoanisch, Quechua, Nahuatl, Persisch und viele andere.

Wie kann man nun einen Eindruck von Brandstetters Bibliothek geben? Die Bücher einfach aufzulisten, ist weder erhellend noch besonders unterhaltsam. Wer sich näher damit befassen möchte, kann die Website der Sondersammlung der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern konsultieren.⁶ Dort findet man einen Link zu einer PDF-Datei, welche die Abteilung «C – Orientalische Sprachwissenschaft. Afrikanische und amerikanische Sprachen» auflistet. Sie ist allerdings mit Vorsicht zu benutzen. Nicht alle Titel, die im Katalog enthalten sind, waren früher einmal tatsächlich Brandstetters Eigentum. Eine formelle Herkunftsangabe wurde nur den «indonesischen» Büchern beigefügt. Die übrigen Werke können anhand der Zuwachs-Kontrolle daraufhin überprüft werden, ob sie ihm gehörten. Eine Reihe von Büchern stammen sicher aus anderen Quellen. Sie wurden aus Abteilungen wie «Literatur» oder «Klassische Philologie» übernommen, wo man sie ursprünglich untergebracht hatte, weil es keine passende Klassifikationskategorie gab. Das betrifft besonders die Bände über das Hebräische und die Sprachen des Nahen Ostens.

Als Beispiel nehme ich eine Seite aus dem Katalog, die mir ziemlich typisch für Brandstetters Buchbesitz zu sein scheint. Es ist Seite 40 und die Autorennamen beginnen mit M. Zunächst entdecken wir mehrere Werke über indonesische Sprachen und Kulturen: Beiträge des Missionars Benjamin Frederik Matthes (1818–1908) zum Makassarischen und Bugischen, veröffentlicht zwischen 1858 und 1885⁷; Albrecht Mathijssens Wörter-

buch des Tettum (Tetun); J. H. Meerwaldt über das Batakische und zwei Ausgaben literarischer Werke, Rutger van Ecks Megantaka (Balinesisch) und R. Brons Middels Fragment des Hikayat Hang Tuah.⁸ Mindestens ebenso wichtig und zahlreich sind Texte, die philippinische Sprachen betreffen, auf dieser Seite vertreten durch die Werke des Augustinermönchs Alonso de Méntrida († 1637) über die *Lengua Bisaya-Hiligayna de la Isla de Panay*.⁹ Adolf Bernhard Meyer *Über die Mafoor'sche und einige andere Papua-Sprachen auf Neuguinea* (Wien 1874; F2 194 8°) steht für den Neuguinea-Teil von Brandstetters Forschung.

Ein dritter Studienbereich, der in Brandstetters Bibliothek vertreten ist, ist die Amerindische Sprachwissenschaft. Er besass Ernst Wilhelm Middendorfs *Die einheimischen Sprachen Perus* (Leipzig 1890–1892; C 458 4°) in sechs Bänden. Andere Werke aus dem «amerikanischen Teil» habe ich oben schon erwähnt. Nicht auf dieser Seite repräsentiert sind von Brandstetters Forschungsfeldern Sanskrit und Madegassisch.

Es gibt kaum Informationen darüber, wie Brandstetter seine Bücher erwarb. Er hatte nicht die Gewohnheit, Bücher entsprechend zu markieren. Die meisten seiner Bücher konnte er wohl weder in Luzern noch überhaupt in der Schweiz finden. Die Bücher über indonesische Themen kaufte er wahrscheinlich bei holländischen Buchhandlungen und Antiquariaten. Eine kleine Anzahl Bände zeigt Stempel wie «Kon. Instituut vor Taal-, Land- en Volkenkunde» mit einer Ausscheidungs-marke «Afgeschrafte dubbele».¹⁰ Andere Titel erhielt er durch seine Korrespondenten und Bekannten in Holland. Einige tragen persönliche Widmungen wie das Exemplar von Christiaan Hooykaas' (1902–1979) *Proza and Poësie van Oud Java*.¹¹ Ein Teil der Materialien über die Philippinen, besonders Veröffentlichungen von Verlagen in Manila, scheinen ihm vom deutschen Ethnologen und Sprachwissenschaftler Otto Scheerer (1858–1938) zugeschickt worden zu sein, der ihm auch ein Manuskript überliess, das ein von spanischen Missionaren verfasstes Wörterbuch des Ibatan (Ivatan) enthält. Es befindet sich heute ebenfalls in der Sammlung der Zentral- und Hochschulbibliothek in Luzern¹². Zwei Bücher in Brandstetters Bibliothek gehörten ursprünglich zur Biblioteca Filipina von Wenceslao Emilio Retana (1862–1924) und zur Bibliothek

der Compañía General de Tabacos de Filipinas Barcelona.¹³ Ein anderer prominenter Bekannter war der Schriftsteller und Arzt José Rizal (1861–1896), dessen Übersetzung von Schillers Drama Wilhelm Tell in das Tagalische sich ebenfalls in Brandstetters Bibliothek befindet.¹⁴

Lesespuren finden sich nur selten in Brandstetters Büchern. Es gibt jedoch einige wenige Ausnahmen. Die eine ist Matthes' *Boeginesche Spraakkunst*.¹⁵ Am berührendsten ist jedoch jene in seinem Exemplar von Otto Dempwolffs *Vergleichende Lautlehre des austronesischen Wortschatzes*, das ihm wohl vom Autor selbst geschenkt worden war. Im Vorwort anerkannte Dempwolff, was er Brandstetters Werken verdankte. Brandstetter unterstrich – mit Stolz, so darf man vermuten – diese Passage, während er gleichzeitig Dempwolffs Kritik seines Stiles als «schöngeistig» zur Kenntnis nahm.¹⁶

Renward Brandstetters indonesische Bibliothek wurde zu einer Zeit in die Kantonsbibliothek aufgenommen, als der Katalog noch aus Zetteln bestand und daher nur vor Ort konsultiert werden konnte. Sie blieb ein gut gehütetes Geheimnis auch zur Zeit des elektronischen Zettelkataloges DIKAT, denn die ZHB Luzern war nicht unbedingt der Ort, wo man nach solchem Material gesucht hätte. Aber seit Anfang 2011 sind alle Bestände der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern über den webbasierten elektronischen Katalog ebenso zugänglich wie über Worldcat, und deswegen wird die Sammlung Brandstetter schliesslich die Aufmerksamkeit erhalten, die ihr gebührt.

Anmerkungen

- 1 Für eine umfassende Darstellung des Stifts St. Michael als Grundherrschaft siehe Gregor Egloff, *Herr in Münster: die Herrschaft des Kollegiatsstifts St. Michael in Beromünster in der luzernischen Landvogtei Michelsamt am Ende des Mittelalters und in der frühen Neuzeit (1420–1700)*, Basel 2003. Das erste datierte gedruckte Werk in der Schweiz war Johannes Marchesinus, *Mammo-trectus super bibliam*, Beromünster, 10. Nov. 1470, GW M20793. Zu Elye und den frühen Drucken in Münster siehe: *Erster datierter Schweizerdruck: Gedenkschrift zur 500-Jahr-Feier in Beromünster 1470–1970*, Beromünster 1970. Franz Josef Stalders *Schweizerdeutsches Wörterbuch* wurde über 150 Jahre nach seiner Vollendung auf der Grundlage des in der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern aufbewahrten Manuskripts gedruckt: *Schweizerisches Idiotikon, mit etymologischen Bemerkungen untermischt*, ed. Niklaus Bigler, Aarau 1994. *Troxlers Leben*

- und seine Werke stossen seit einigen Jahren wieder auf erhöhtes Interesse; für eine neue Biographie siehe: Daniel Furrer, Ignaz Paul Vital Troxler (1780–1866): Der Mann mit Eigenschaften, Zürich 2010. Immer noch die einzige umfassende Arbeit zu Josef Eutyck Kopp ist: Alois Lütolf, Josef Eutyck Kopp als Professor, Dichter, Staatsmann und Historiker, Luzern 1868. Kopp's *magnum opus* ist die *Geschichte der eidgenössischen Bünde*, Leipzig 1845–1882. Josef Vital Kopp's Dank an Münster stammt aus der von ihm selbst verfassten Grabrede, abgedruckt in: Erbe und Aufbruch, hg. Joseph Bättig und Klaus von Matt, Luzern 2006, S. 149. Stalders Idiotikon, Signatur ZHB Luzern BB Ms 224 fol.; Troxlers Nachlass Signatur ZHB Luzern Ms N 34; Josef Eutyck Kopp's Nachlass Signatur ZHB Luzern Ms N 14.
- 2 Biographische Informationen zu Josef Leopold Brandstetter finden sich in: Jahresbericht über die kantonalen höhern Lehranstalten in Luzern für das Schuljahr 1923–1924, Luzern 1924, S. 3–14. Zu Kappeler und Lang siehe Historisches Lexikon der Schweiz, Bd. 7 (Basel 2008), S. 90–91 und 633. Josef Leopold Brandstetter, Repertorium über die in Zeit- und Sammelschriften der Jahre 1812–1890 enthaltenen Aufsätze und Mitteilungen schweizergeschichtlichen Inhaltes, 3 Bde., Basel 1892; Bibliographie der schweizerischen Landeskunde, Bd. 1b, Bibliographie der Gesellschaftsschriften, Zeitungen und Kalender in der Schweiz, Bern 1896, und Bd. 5.3, Kantons- und Ortsgeschichte: Siedelungskunde, Bern 1906; Orts- und Flurnamen der Schweiz, nach dem topographischen Atlas der Schweiz zusammengestellt, Manuskript in 7 Bden., Luzern 1885–1904 (C 1 2.s gr.fol.).
 - 3 Orts- und Flurnamen des Kantons Luzern, Luzern 1885. Luzerner Namenbuch, ed. Erika Waser, Bd. 1: Entlebuch (Hitzkirch 1996), Bd. 2: Rigi (Altdorf 2009).
 - 4 Schenkungsbuch der Kantonsbibliothek 1833–1896, ZHB Luzern Signatur Pp 140 fol.; Zuwachs-Kontrolle, Archiv der Kantonsbibliothek Luzern, Signatur KBG 80. Als Hauptquelle für Brandstetters Bibliothek werden diese Verzeichnisse im vorliegenden Artikel ausführlich zitiert.
 - 5 Heinrich Bühlmann, Professor Renward Brandstetter, 1860–1942, Schöpfheim 1943, S. 19–20. Der Vertrag zwischen Renward Brandstetter und der Kantonsbibliothek Luzern vom 1. August 1927 befindet sich im Archiv der Kantonsbibliothek Luzern, Signatur KBG 104:21. Bättigs Artikel in Vaterland, 6. August 1927, S. 2.
 - 6 www.zhbluzern.ch/index.php?id=1079. Am selben Ort auch ein Link zu digitalisierten Volltexten aller Werke von Renward Brandstetter.
 - 7 Makassaarsche Spraakkunst, Amsterdam 1858 (C 447 4°), Makassaarsch-hollandsch woordenboek, Amsterdam 1859 (C 224 gr.4°, Tweede druck 1885 C 223 fol.), Boeginesche Chresthomatie, 's-Gravenhage, Amsterdam 1864–1872, 3 Teile (C 223 gr.4°), Teil 1, S. 287 und 294 mit Anmerkungen Brandstetters; Over de Wadjorezen met hun handels- en scheepswetboek, Makassar 1869 (C 447.c 4°), Boeginesch-hollandsch Woordenboek, 's-Gravenhage, Amsterdam 1874 (C 223.d fol.), Boeginesche Spraakkunst, 's-Gravenhage 1875 (C 447.b 4°).
 - 8 Albrecht Mathijns, Tettum-hollandsche Woordenlijst met beknopte Spraakkunst, Batavia 1906 (C.222.u gr.4°); J. H. Meerwaldt, Handleiding tot de beoefening der Bataksche Taal, Leiden 1904 (C 449.q 4°); Rutger van Eck, Tekst en vertaling van de Megantaka Balineesche-gagoeritan, S. I. 1872 (C 225 gr.4°); R. Brons Middell, Hikajat Hang Toewah, Leiden 1893 (C 457.n 4°).
 - 9 Alonso de Méndrida, Diccionario de la lengua Bisaya Hiligueina y Haraya de la Isla de Panay, Manila 1841 (C 226 fol.); Arte de la lengua bisaya hiliguayna de la Isla de Panay, Manila 1818 (C 452 8°, corregido y aumentado, Tambobong 1894 C 452 4°).

- 10 Geschiedenis van Kalilah en Daminah, uit het Maleisch in het Madureesch, door Raden Pandji Adi Koro, Batavia 1879 (C 247 4°).
- 11 Groningen-Batavia 1933 (C 310.e 4°). Zugeeignete Werke sind etwa Luther Parker, An English-Spanish-Pampange dictionary, Manila 1905 (C 553 8°); Frank R. Blake, A Grammar of the Tagalog language, New Haven 1925 (C 58 4°); und Cecilio Lopez, Comparison of Tagalog and Iloko, Diss., Hamburg 1928 (C 428.I 4°).
- 12 Zu Scheerer, siehe Marlies Spieker-Salazar, A contribution to Asian Historiography: European studies of Philippines languages from the 17th to the 20th century, in: Archipel, Bd. 44 (1992), S. 192. Dictionary Spanish-Ibatan, Manuskript, 314 S., mit einem Brief von Otto Scheerer an Renward Brandstetter, datiert: Manila, 4. Dezember 1910 (Signatur KB Pp 177 fol.). Siehe auch Scheerers Vorwort zu Diccionario Español-Ibatán, por varios PP. Dominicos misioneros de las Islas Batanes, Manila 1914 (C 134.b 4°).
- 13 Marcos de Lisboa, Vocabulario de la lengua Bicol, Manila [1865] (C 222.p fol.), gestempelt: Biblioteca Filipina de W. E. Retana «Vendido»; José Maria Fausto de Cuevas, Arte nuevo de la lengua Ybanág, Manila 1854 (C 116 8°), gestempelt: Biblioteca Compañía de Tabacos de Filipinas «Vendido». Retana verkaufte seine Sammlung früher philippinischer Drucke der Compañía General de Tabacos de Filipinas Barcelona, die ihre bedeutende philippinische Sammlung 1913 der Philippine National Library verkaufte. Siehe: Antonio Caulín Martínez, Wenceslao E., Retana y la historia de Filipinas, in: Espacio, Tiempo y Forma, Serie V, t. 6 (1993), S. 419–440, besonders 433–438; Christopher Schmidt-Nowara, The conquest of history: Spanish colonialism and national histories in the nineteenth century, Pittsburgh Pa. 2006, S. 190.
- 14 Friedrich Schiller, Wilhelm Tell: Dulang tinula sa wikang aleman, tinagalog ni José Rizal, Manila 1907 (C 670.n 8°).
- 15 Benjamin Frederik Matthes, Boeginesche Spraakkunst (wie Anm. 7), hinteres Deckblatt.
- 16 Berlin & Hamburg 1934–1938 (C 130 4°), Bd. 1, S. 7.

Renward Brandstetter (1940): Meine Lebensgeschichte, von mir selber verfasst und nieder- geschrieben¹

Soll nach meinem Ableben dem Staatsarchiv Luzern übergeben werden. Luzern, den 20. Mai 1941. Prof. Dr. Renward Brandstetter

1 Vorwort

Meine Eltern ruhen längst im Grabe. Meine Gattin ist vor Jahren von hinnen geschieden. Kein blühender Kranz von Geschwistern, von Kindern hat sich um mich geschlungen. Ich bin ein einsames Mannli.

Nein, ich bin nicht einsam. Vater, Mutter, Gattin schweben täglich, stündlich vor meinem Geiste, es ist, sie lebten noch. Viele edle Verwandte und Freunde haben meinen Daseinsweg begleitet, viele gehen noch mit mir. Ich weiss von wackern Vorfahren bis ins 16. Jahrhundert zurück. Und endlich besitze ich mich selber mit meinem Geschick und dem, was ich geleistet habe. – Ich will nun niederschreiben, was ich von diesen Persönlichkeiten, mich eingeschlossen, menschlich-wertvolles vorbringen kann. Und was ich erzähle, gedenke ich dem Druck zu übergeben. Die Schrift soll aber nicht im Buchhandel erscheinen; sie soll Geschenk sein.

2 Geschichte des Brandstetter-Geschlechtes²

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kam ein ehrsamer Salzburger Steinmetz des Namens Andreas Brandstetter³ in die Schweiz gewandert. In Sursee fand er ein Arbeitsfeld. Er liess sich da häuslich nieder und verehlichte sich Anno 1599 mit Elisabeth Gilgi von Beromünster.⁴ Im Jahre 1600 schenkte ihm seine Gattin den Sohn Johannes. Bald darauf vertauschte Andreas Sursee mit der Heimat seiner Frau, mit Beromünster. Der Propst Holdermeyer⁵ verlieh ihm das Bürgerrecht; und am 24. Januar

1617 wurde diese Verleihung von der Regierung in Luzern genehmigt. Den Beruf des Vaters führte der Sohn Johannes weiter. Er erstellte das Grabdenkmal für Nikolaus Herzog⁶, der weitumher als «der Reiche» bekannt war. Er besass in seinen 6 Höfen 36 «wohlaufgerüstete» Betten. Franz, Sohn des Johannes, Enkel des Andreas, war ebenfalls Steinmetz.⁷ Seine drei Söhne riefen die drei Brandstetter-Sippen von Beromünster ins Leben. Der Volksmund gab ihnen die drei unterscheidenden Beinamen (Übernamen)⁸: s'Buechbinders, //⁹ s'Ammes, s'Glaserhanse(n). Diese Beinamen weisen auf Handwerk, auf Beamtung bei den Vorfahren hin. Mein Vater entstammte dem ersten der drei Familienverbände. In seiner Jugend nannte man ihn s'Buechbinders Seppi. Am zweiten Brandstetterzweig erblühte meine Mutter, in jungen Jahren s'Ammes Nänneli geheissen, sie sei das anmutigste Mägdlein von Münster gewesen.¹⁰ Ich vereinige also in mir zwei von den drei Brandstetter-Linien. Meine Mutter war der letzte Spross der Brandstetter-s'Ammes. Und kürzlich ist auch der letzte männliche Vertreter der Brandstetter-s'Glaserhanse(n) ins Grab gestiegen. Es florieren also nur noch die Brandstetter-s'Buechbinders, hochgeachtet im ganzen Bekanntenkreis.

Alt-ingesessene Brandstetter gibt es ausser in Beromünster nur in Flums¹¹. Ob der Stamm von Flums mit dem von Beromünster zusammenhänge, habe ich nicht ermitteln können. Die Brandstetter der Stadt St. Gallen, welche das Werk «Familiennamenbuch der Schweiz Zürich 1940»¹² anführt, gehören zu den Brandstetter-s'Buechbinders; sie sind ausgestorben. Das genannte Werk nennt Brandstetter //¹³ oder Brandstätter in verschiedenen Orten der Schweiz; sie sind alle erst in der neuesten Zeit eingewandert.

Das «Heimet» der Brandstetter-s'Buechbinders ist das Mösli an der Strasse von Beromünster nach Gunzwil¹⁴, vom Volksmund scherzweise s'Chrotte-Mösli¹⁵ genannt. Wenn ich von Rom aus meinen Freunden schrieb, so unterzeichnete ich oftmals spasshaft «Renwardus de Crotona-Moesilla». Bei meinen mundartlichen Erzählungen brauchte ich das Pseudonym «Rämmert von Mösli». //

3 Die vier Renward väterlicherseits¹⁶

Der Vorname Renward erscheint mehrmals in der Familie Brandstetter-s³Buechbinders. Ich will vier Personen, auf diesen Namen getauft, vorführen:

Der erste, dem der Name Renward gegeben wurde, ist mein Ur-urgrossvater. Er war im Handel und Wandel und Beamtung so rechtlich und pflichtgetreu, dass die Mitbürger ihn aus Hochachtung «Mann-Gottes» nannten¹⁷. Im Sterbepuch der untern Kirche von Beromünster ist er mit folgenden Worten eingetragen: «Spectabilis vir Dei Renwardus Brandstetter Mangottes.» – Katharina, die Tochter des Mann-Gottes heiratete den Josef Leopold Troxler, und aus dieser Ehe ging Vitalis Troxler hervor, welcher als der grösste Philosoph der deutschen Schweiz gilt.^{18 //19}

Der zweite Renward ist mein Grossonkel.²⁰ Er dozierte die klassischen Sprachen an der Luzerner Kantonsschule und wurde später Custos am Chorherrenstift im Hof. Er hatte ein Büchlein verfasst «das griechische Zeitwort». Und hievon erhielt er den Beinamen «s²Zitwort». Custos Renward war klein und beleibt und trug Kniehosen. Wenn er in der Öffentlichkeit erschien, pflegten die Leute zu sagen: «Luegid, det chund s²Zitwort. Sini Hose sind breiter as lang.»

Der dritte Renward bin ich. Meine erste mundartliche Novelle hatte den Titel «Wi si de arm, alt Bäri vertränt hend». Das trug mir den Beinamen «Bäri» ein.

Der vierte Renward ist mein liebes Göttikind, Pfarrhelfer in Beromünster.²¹ Er hat keinen Beinamen, denn die echt volkstümliche Sitte, Gemeinden, Familien, Individuen Beinamen zu erteilen, ist erloschen.

3-4 Ein Urgrossonkel mütterlicherseits, Künstler und edler Wohltäter. Mit dem Beinamen «der Floh-Hans.»^{22 //23}

Zu meiner mütterlichen Sippe gehört auch der Floh-Hans. Er ist mein Ur-Grossonkel. Im Taufbuch ist er nicht als Floh-Hans eingetragen, sondern mit dem Namen Johannes Weber²⁴. Als gottesergebener Jüngling hatte unser Johannes den heissen Wunsch, Klostermann zu werden. Aber zu seinem frommen

Wandel gesellte sich ein bejammernswürdiges Gebrechen: Es rappelte hie und da bei ihm. Daher fand er nirgends Einlass. Endlich erbarmten sich die Patres von St. Urban²⁵ seiner und nahmen ihn auf, wenn auch bloss als Küchenjungen, was aber sein demütiges Herz schon mit inniger Freude erfüllte. Und o Wunder! Es offenbarte sich in Johannes ein aussergewöhnliches Talent für die edle Kochkunst. Das bemerkten die ehrwürdigen Väter mit Wohlgefallen, und sie hätten den Johannes gern bei sich behalten; aber die bösen //²⁶ Anwandlungen, die ihn häufig heimsuchten, störten allmählich den Frieden der heiligen Räume allzu sehr. Es musste geschieden sein! Betrübt ging Johannes, und betrübt sahen ihn die Seinigen kommen. Denn, was nun mit ihm anfangen? Da erschien ein rettender Engel und zwar in Gestalt einer Floh. Dies war eine wohlhabende reifere Jungfrau, klein und rundlich, und dieser zierlichen Gestalt wegen hatte sie den Beinamen Floh erhalten. Die Floh war mit irdischen Gütern reichlich versehen. Sie liebte nichts so sehr, als «Schleckerbitzlin», wie unser Cysat²⁷ sagt, zu schmausen. Dieser gewiss nicht tadelnswerte Trieb der Jungfrau und die hohe Kunst des Johannes führten die beiden Herzen zusammen zu einem glücklichen Ehebündnis. Nun schuf der Zauberlöffel des Johannes die deliziösesten Gerichte, und die beiden kosteten sie miteinander seelenvergnügt. Und klopfte ein Hungerner schüchtern an der Tür, so erhielt er auch seinen Teil. Das Übel, das unsern Johannes bisher geplagt, zerrann unter der Sonne dieses Wohlseins, was übrigens die Floh, hellsehtig, erwartet hatte. //²⁸ Aber ach, es starb die Floh. Tief erschüttert stand Johannes an ihrem Grabe. Dann erbte er ihr Geld und ihren Namen; man nannte ihn fortan Floh-Hans. Was tat er nun in seiner Einsamkeit? Er kochte weiter. Er kochte für arme Kranke bekömmliche Nahrung, trug sie an das Bett der Leidenden und würzte sie noch mit tröstenden Worten. Als Bezahlung nahm er nur ein «Dankigott» entgegen. So tat er Tag für Tag bis an sein Ende. Waren für ihn die Klostertüren verschlossen geblieben, so ging ihm nun sicherlich die Pforte zum Konvent der Seligen auf.

Diese Geschichte vom Floh-Hans ist nirgends aufgeschrieben, aber sie wurde in der Familie oft erzählt, besonders an Winterabenden, wann wir traulich in der warmen Stube bei einander sassen. Da immer die gleichen Einzelheiten genannt wurden, so darf die Tradition als glaubwürdig angesehen werden. //²⁹

4 Grosseltern, Eltern, Ich und Gattin

Mein Grossvater-s' Buechbinders war ein tüchtiger Landwirt.³⁰ Mit eisernem Fleiss schuf er das Mösli, welches, worauf der Name deutet, zum Teil Sumpfgebiet war, in ein ertragreiches Gut um. Mein Grossvater-s' Ammes war Gürtler³¹. Nach der Gepflogenheit jener Zeit machte er als Geselle weite Wanderungen: Beromünster – Lyon – Berlin – Wien – Heimatstadt Salzburg – Beromünster. In seinem Wanderbuch steht oft geschrieben, er sei fleissig, er sei «unklagbar» gewesen. Mehrmals heisst es: «Hat Reisegeld [durchgestrichen: «hat keine Hautkrankheit»]». Heimgekehrt, übte er seinen Beruf nur kurze Zeit aus. Man hatte in ihm ein grosses Verwaltungstalent entdeckt, weswegen ihn die Bürgerschaft mit dem Amte eines Gemeindeammans betraute. Die beiden Grossmütter waren wackere Hausfrauen. Mein Vater hatte Medizin und daneben, aus besonderer Neigung, Mathematik studiert. Er war zuerst Arzt in Beromünster, dann zog er nach Malters³², weil er da eine grössere Praxis fand. Im Jahre 1872 berief ihn die Regierung als Lehrer der Mathematik an die // Kantonschule; zugleich wurde er Mitglied des Erziehungsrates. Meine Mutter, viel umworben, traf die beste Wahl, indem sie meinem Vater die Hand reichte. Meine Eltern hatten einen Grundzug ihres Wesens mit einander gemein: die Herzensgüte. Der Vater übte seinen Beruf mit aller Gewissenhaftigkeit aus. Daneben beherrschte ihn ein nie ermattender Drang nach wissenschaftlicher Betätigung. Alle fraulichen Tüchtigkeiten zierten meine Mutter; trotzdem haftete in ihrer Seele eine gewisse Ängstlichkeit und Schüchternheit. – Leider wurde mir meine liebe Mutter allzufrüh durch den Tod entrissen.³³ Mein Vater erreichte das hohe Alter von 93 Jahren. Von seinen letzten Zeiten sagt sein Biograph, Prof. W. Schnyder: «Es war geradezu rührend mitanzusehen, mit wie viel zarter Liebe und Rücksichtnahme der Sohn und dessen Gemahlin den greisen Papa betreuten.»³⁴

Mein Eintritt in die Welt: Ich wurde am 29. Juni 1860 morgens um 3 Uhr geboren, unter Blitz und Donner. //³⁵

Mein Lebensgang: Die Kindheit verbrachte ich in Beromünster. Die Eltern umhegten meine Tage mit zärtlicher Liebe, liessen aber auch, wo es not tat, eine weise Strenge walten. So bekam ich einmal die Rute, weil ich in unflätiger Weise die würdige Tante Terese «usg'lället» hatte. Die Volksschule

besuchte ich in Malter. Es war Malter für meine Bubenjahre ein Paradies. An die Volksschule reihte sich das Gymnasium in Luzern.³⁶ Das Obergymnasium war die Hölle meines Lebens, nicht der Lehrer wegen, die ich heute noch hochschätze, sondern wegen meiner Talentlosigkeit in gewissen Disziplinen. Es folgte das Universitätsstudium in Basel und Leipzig mit Germanistik, klassischen Sprachen, Sanskrit und Sprachverglei-
chung. Als ich von der Pleissestadt³⁷ heimkehrte, war gerade das Lehramt für Lateinisch, Griechisch, Deutsch offen geworden; es wurde mir übertragen. In Mathilde Roos³⁸ fand ich eine edle Lebensgefährtin. Am politischen Leben nahm und nehme ich gerade so viel Teil, als die Bürgerpflicht gebietet; daneben habe ich mich keiner Partei verschrieben. Rücktritt von der Schule und Weiteres siehe unter 8. Und noch das Erbe, das geistige //³⁹ Erbe, das ich von Eltern und Gattin empfangen. Vom Vater hab' ich den unstillbaren Forschungsdrang. Aus mütterlichem Wesen quoll mein schwächliches Selbstgefühl,⁴⁰ noch gesteigert durch meine Leiblichkeit, die aus minderwertigem Lehm hergestellt ist. Diese seelische Gebrechlichkeit wandelte sich im Lauf der Zeiten dank meinen Erfolgen zu einem starken, hochgemutes Wesen um.⁴¹ Doch verschliesse ich meinen Stolz in der stillen Brust; ich trete stets als schlichter Bürger auf. Üble Laune habe ich bei meinen Eltern nie wahrgenommen. Sie liegt auch mir vollkommen fern, gerade wie zornige Aufgeregtheit. Das kostbare Erbe meiner Gattin ist das letzte Wort, das sie, sterbend, zu mir sprach: «Du bist ein guter Kamerad an mir gewesen.»

Die jetzt lebenden Brandstetter von Beromünster sind wohlhabende Leute. Einigen meiner Vorfahren floss das Leben nicht so gemächlich dahin. Bei einem meiner Ahnen, der eine Handlung mit Tuchwaren hatte, wurde in kalter //⁴² Winter-
nacht von einer Landstreicherbande ein Einbruch verübte. Der Wert des Gestohlenen, das nicht mehr beigebracht werden konnte, belief sich auf 1200 Gulden; es ist das eine für das 18e Jahrhundert grosse Summe. Die Hauptmissetäter werden im Turmbuch (= Verhörprotokoll) mit den Namen «der weltsch Tonneli» und «des H..en-Lisis beide Buben» bezeichnet.

Ich selber – das muss ich gestehen – habe grosse Freude am Geldbesitz und Geldausgeben. Während meiner Studienzeit lebte ich sparsam, um meinen lieben Eltern keine Entbehrungen zu verursachen. Als Jungphilister⁴³, da ich selber

verdiente, ging ich leichtsinnig mit meinen Moneten um. Die Verheiratung brachte mich zu einer vernünftigen Verwaltung der Finanzen. Wie ich es jetzt mit meinen «Kabarren»⁴⁴ halte, zeigt der Abschnitt «der Geist des Floh-Hans.» //

5 Meine Lehrer

Es wurde mir das Glück zuteil, dass ich manch trefflichen und achtungswürdigen Lehrer hatte, von der Volksschule bis zur Universität und später noch privatim. Zweier Männer gedenke ich heute noch mit tiefer Ehrfurcht. Es sind dies Misteli⁴⁵ und Nieman⁴⁶. Jener führte mich in die allgemeine und in die indogermanische Linguistik ein; dieser gab mir die indonesische Weihe.

Nieman⁴⁷ brachte mehrere Male seine Ferien in Luzern zu. Ich lernte ihn kennen. Auf gemeinsamen Spaziergängen redete er voll Begeisterung von Insulinde, besonders von seinen Sprachen und Dichtungen. Und ich horchte mit ebenso grosser Begeisterung auf. Zur Illustrierung dessen, was er mir erzählte, interpretierte er mir indonesische Texte. So gewann ich die Grundlage für meine eigene Tätigkeit auf indonesischem Gebiet. //⁴⁸

6 Meine Tätigkeit als Lehrer und Vortragender

Über vierzig Jahre amtete ich an der Luzerner Kantonsschule. Anfänglich lehrte ich Lateinisch, Griechisch und Deutsch. Weil mir die Beschäftigung mit drei Fächern als eine Zersplitterung vorkam, bat ich die Behörde, mich auf das Deutsche beschränken zu dürfen; meine Bitte wurde gewährt. Ich wuchs nicht zu einem Schulmann grossen Formates aus; aber das Prädikat «Lehrkraft von etwas mehr als mittleren Güte» darf man mir zuerkennen. Mit Erziehungsdirektor Sigrist⁴⁹, den Rektoren und den Kollegen stand ich gut. Viele ehemalige Schüler, zum Teil schon graue Männer, grüssen mich achtungsvoll, wenn sie mir begegnen; oft plaudern wir ein paar Minuten miteinander. //⁵⁰

Als die Gepflogenheit aufkam, Vorträge zu halten, meinte ich, es gehöre sich, dass ich auch mitmache. Ich suchte Luzern, Basel, Zürich etc. mit meinen Redeübungen heim. Stets war

mein Wort frei, nie hatte ich ein Papierchen bei mir. Mein letzter Vortrag, «Entwicklungsgeschichte der Schriften» hielt ich den Lehrern der Bezirkskonferenz Malters, und zwar oben im Eigental, das sich so traulich an den Pilatus schmiegt. Freund Gauch⁵¹ hatte mir dazu Zeichnungen grossen Formates entworfen, die meine Darlegungen aufs beste versinnlichten. Ich wanderte mit Präsident Mühlebach⁵² hinauf, durch taufrische Wälder. Ein vaterländisches Lied der Lehrer empfing uns. Meine Ausführungen fanden dankbaren Beifall. Ein einfaches, aber sehr schmackhaftes Mittagmahl war mir willkommene Entlohnung. Am Nachmittag stiegen Mühlebach und ich, wieder durch duftende Wälder, nach Schwarzenberg hinunter, wo uns der würdige Pfarrherr zum Kaffee eingeladen hatte. Die sinkende Sonne leuchtete uns hinab zur Bahn. Aus der Ferne //⁵³ sandte Wertenstein⁵⁴ einen Abendgruss. – Was sich um meinen Vortrag rankte, hatte mich so freudig ergriffen, dass ich zu meiner Gattin sagte: «Dieser Eindruck soll mir meiner Seele nicht verwischt werden. Ich halte keine Vorträge mehr.» Diesem Wort bin ich allen Einladungen zum Trotz, seit zwanzig Jahren treu geblieben.//⁵⁵

7 Die Wissenschaft in der Brandstetter-Familie. Meine Forschungen; ihr Erfolg

Im Mösli hatte man eine kleine Bibliothek. In ihr befand sich auch «Isidor, der Bauer im Ried», ein belehrendes und zugleich unterhaltendes Buch für Landwirte.⁵⁶ Ich vertiefte mich oft mit Vergnügen in dasselbe. Mein Grossvater-s'Ammes las mit grosser Verehrung Schillers Dramen.

Der erste Brandstetter-s'Buechbinders, welcher die Bahn der Wissenschaft betrat, war mein Grossonkel mit dem gleichen Vornamen, wie ich ihn trage. Von ihm erschien 1817 in Landshut ein Büchlein «das griechische Zeitwort», welches noch lange einen guten Klang behielt. – Als zweiter Brandstetter-s'Buechbinders bewanderte mein Vater den Pfad der geistigen Arbeit. Neben Beiträgen zur Mathematik schuf er eine Fülle von Abhandlungen zur Schweizergeschichte und besonders zur Ortsnamenkunde, die alle einen feinen Spürsinn und strengste Gewissenhaftigkeit verraten.⁵⁷ Einer unendlichen Geduld entsprangen seine zahlreichen Register //⁵⁸ zu Zeitschriften und

grössern Einzelwerken. – Als dritter kam ich. Zuerst wandte ich mich der heimatlichen Forschung zu. Ich schrieb eine «Geschichte der deutschen Sprache in Luzern», in drei Teilen, mehrere Abhandlungen über die alte Luzerner Dramatik, darunter «die Aufführung eines Luzerner Osterspieles im 16./17. Jahrhundert», eine //⁵⁹ «Trilogie aus Rechtleben und Volkspsychologie Luzerns zur Zeit der Sempacher Schlacht». Alle diese Werke fussen ausschliesslich auf handschriftlichen Quellen. Sie sind im Geschichtsfreund⁶⁰ geborgen. Meine Liebe zur heimatlichen Erde diktierte mir auch mundartliche Erzählungen in die Feder. Sie sind in Sutermeisters Schwizerdütsch⁶¹ aufgenommen. – Darauf entführte mich mein Geschick zur indonesischen Sprach- und Literaturkunde. Und da arbeite ich bis auf den heutigen Tag. Mein indonesisches Hauptwerk heisst: «Wir Menschen der indonesischen Erde». Dieses Sammelwerk setzt sich zusammen aus einer Reihe von Monographien, von denen jede selbständig für sich besteht, erscheinend im Verlag von E. Haag Luzern. Sie behandeln die Sprache und Literaturen von Insulinde, von Formosa bis zur Inselzeile hinter Sumatra und von Madagaskar bis zu den Eilanden in der Nähe von Neuguinea.⁶² Auch die Schwestersprachen in der Südsee sind mir nicht unbekannt. Ich gestalte diese Abhandlungen immer so, dass sie auch für die Völkerpsychologie Bedeutung haben. //⁶³ Gleichzeitig beschäftigte ich mich mehrere Jahre hindurch mit den Indianersprachen. Besonders interessierte mich das Runa Simi, die Sprache der Inkas. Ein Roman «Idali, die Sonnenbraut»,⁶⁴ den ich in jungen Jahren gelesen, hatte mich für die Kultur und das Idiom des südamerikanischen Herrschervolkes begeistert. Ich lernte das Runa Simi nicht bloss aus Grammatiken kennen, sondern ich nahm mit grossem Eifer alle Texte durch, deren ich habhaft werden konnte. Diese Studien nützte ich aus bei meiner Veröffentlichung «Die Reduplikation in den indianischen, indonesischen und indogermanischen Sprachen», erschienen als Beilage zum Jahresbericht der Luzerner Kantonsschule 1917. – Auch einen Sprung nach Graubünden machte ich, eignete mir das Rätoromanische an und gab eine Untersuchung über das «Schweizerdeutsche Lehngut im Romontschen» heraus.⁶⁵ Nach diesen beiden Abschweifungen versenkte ich mich restlos in die indonesischen Studien. Mein Forschergeist weilte stetig fern vom Vaterland. Doch in der letzten Zeit wurde in mir das Heimweh wach. Ich unterbreche

dann und wann meine indonesischen Arbeiten und widme ein Stündchen der schweizerdeutschen und mehr noch der rätomanischen Sprachwissenschaft, allerdings nur als Empfangender, Geniessender, nicht mehr als Produzierender. Mit den rätomanischen Gelehrten verbindet mich enge Freundschaft. Meine Forschungen ernten reichen Lohn, zwar ganz selten in klingender Münze, was mir, dem Kinderlosen, gleichgültig ist. Eine einzige meiner //⁶⁶ Veröffentlichungen, ein ganz kleiner Aufsatz über ein Makarassisches Epos ist verfehlt; ich liess bei der Niederschrift des Manuskriptes gerade die Hauptsache weg. Dieser Lapsus ist unverzeihlich, aber erklärlich, denn ich schrieb das Elaborat mitten in dem Taumel, in dem mich der Aufenthalt in Rom versetzt hatte. Im zehnten Heft meines Werkes «Wir Menschen der Indonesischen Erde»⁶⁷ habe ich erklärt, ich schliesse diesen Aufsatz von der Gesamtheit meiner Schriften aus. //⁶⁸

Meine wissenschaftliche Tätigkeit fand also grosse Anerkennung, so grosse, dass mein Gewissen schon gefragt hat, ob sie in diesem Masse wirklich verdient sei. Ich will, was meine Gattin und mich besonders gefreut hat, hier mitteilen; und zwar zuerst die Urteile über meine germanistischen Schriften:

Als ich meine drei Veröffentlichungen zur Luzerner Sprachgeschichte verfasst hatte, dachte ich, sie seien ein löblicher Beitrag zur Erforschung der engern Heimat; ein Weiteres bildete ich mir nicht ein. Sie erhielten wirklich in einer Zeitung das Prädikat «löblich».⁶⁹ Nun gelangte im Lauf der Jahre die Kritik zur Erkenntnis, die Bezeichnung «löblich» sage zu wenig. In dem Werke «Corpus der altdeutschen Originalurkunden, herausgegeben von Friedrich Wilhelm 1932», Einleitung S. 14 heisst es: «Renward Brandstetter⁷⁰ hat in drei wertvollen Abhandlungen, *Geschichtsfreund* 1890-92, seine Forschungsergebnisse über die Sprachentwicklung seiner engen Heimat, Luzerns, niedergelegt»⁷¹. Dann wurden meine //⁷² drei Arbeiten vorbildlich für die gesamte oberdeutsche Forschung genannt. Und in dem Werke «Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft, Abteilung Germanisch 1936»⁷³ erhielten sie S. 234 das kostbare Epitheton «bahnbrechend». – Zu meinen Abhandlungen über die Luzerner Dramatik sagt M.B. Evans in der *Modern Language Review* Cambridge England Januarheft 1920⁷⁴: [«]Brandstetter's articles, which I regard as indispensable for any intensive study of the medieval German stage[«].

Dann bemerkte Evans ferner, die «Aufführung eines Luzerner Oster-spieles» sei [«*an extremely interesting and illuminating article*»]. – Über meine mundartlichen Erzählungen steht im Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte I 13/14 folgendes Urteil⁷⁵: «Luzern mit zwei der besten Meister in der kurzen Schwank- und Dorfgeschichte, Jos. Roos und Rämmert von Mösli»]. Daneben fand meine Trilogie⁷⁶, die mir besonders am Herzen lag, wenig Beachtung. Meine Veröffentlichungen zur Luzerner Sprach- und Kulturgeschichte brachte mich in freundschaftliche Beziehung zum Idiotikon⁷⁷, diesem hehren vaterländischen Werk. Ich wurde eingeladen, in die Redaktion einzutreten, und man hätte mir den Titel «Bureauchef des Idiotikons» verliehen. Aber ich war damals schon ganz im Banne der indonesischen Forschung und lehnte daher ab. Aber die herzlichen Beziehungen zum Idiotikon dauern ungeschmälert bis heute.⁷⁸

Aus den Kritiken meiner rätoromanischen Abhandlungen «das schweizerdeutsche Lehngut im Romontschen»: //⁷⁹ Am 4. Juli 1940 schrieb die Gasetta Romantscha: «*Quest studi de sgr. Brandstetter ei aunc adina (jetzt) il meglia ch' exista sur della damonda de nos plaids d'emprest (Lehnwörter) e montegn sia valor gia pervia (wegen) della vart (Seite) metodica. [»]*⁸⁰

Anerkennungen meiner indonesischen Arbeiten: Im Jahre 1909 wurde ich freudig überrascht durch einen mich ehrenden Artikel in der Zeitschrift «Biblioteca Nacional Filipina, Manila», dessen Überschrift lautete: «*Galeria de filipinologes ilustres. II. Renward Brandstetter.*»⁸¹ – Im Jahre 1927 lud ein wissenschaftliches Unternehmen Frankreichs mich ein, für dasselbe ein vergleichend-etymologisches Wörterbuch der indonesischen Sprachen zu verfassen. Finanzielle Sicherung wäre dagewesen. Diese Einladung bedeutete für mich eine grosse Genugtuung; ich konnte sie aber nicht //⁸² annehmen, da ich meine Kraft für mein Hauptwerk «Wir Menschen der indonesischen Erde» brauche. Auch glaube ich, die Zeit, ein solches Wörterbuch zu schaffen, sei noch nicht gekommen, da viel sprachliches Material von Insulinde noch nicht ans Tageslicht gebracht ist. Übrigens darf das Werk «Wir Menschen etc.» als Vorläufer eines solchen Lexikons gesehen werden; denn es enthält eine Überfülle von etymologischen Deutungen, besonders von Wörtern mit psychischem Gehalt.⁸³ Zu meinem 70.

Geburtstag gab die Gesellschaft für Künste und Wissenschaften in Batavia⁸⁴ mein Lebensbild heraus, besonders in Hinblick auf meine indonesischen Studien. Meine Gattin, die eine Meisterin des Stils war und genügend Holländisch verstand, übertrug den Text ins Deutsche. Jeden schönen Morgen gingen wir nach dem Inseli, ein schattiges Plätzchen aufsuchend. Mathilde übersetzte wieder eine Partie; ich schaute vergnüglich zu; es waren Stunden von stolzem Glück. – Fast gleichzeitig ersuchten mich der Brockhaus, die Encyclopaedia Britannica und die Enciclopedia Italiana, ihre Artikel betreffend die indonesischen Sprachen, besonders Malayisch und Javanisch, neu zu schaffen. Ich entschied mich für die Enciclopedia Italiana, da diese mich frei walten liess.⁸⁵ Mehrere Freunde meinten, ich //⁸⁶ solle alle drei Einladungen annehmen; ich dürfe ohne Bedenken den gleichen Text, mit einigen Variationen, den drei Unternehmungen einreichen. Ich wehrte ab: «Das wäre ja soviel als mit der Wissenschaft hausieren; dazu kann ich mich nicht verstehen.»

Mehrere meiner indonesischen Schriften wurden in andere Sprachen übersetzt. So gab die Royal Asiatic Society 1916 fünf meiner Abhandlungen, von Blagden ins Englische übertragen, heraus, unter dem vielsagenden Titel: «An introduction to Indonesian linguistics».

Eine ausführliche Würdigung meiner gesamt-indonesischen Arbeit findet sich im Journal of the Burma research society⁸⁷, verfasst von Shwe Than Aung, Rangoon 1917.

Allgemeine Beurteilung meiner Wissenschaftlichkeit: In dem Werk «Corpus der altdeutschen Originalurkunden», herausgegeben von Friedrich Wilhelm 1932, Einleitung S. 14 steht: «Renward Brandstetter, ein Forscher von //⁸⁸ ebenso weitem Blick wie umfassenden sprachwissenschaftlichen und sprachwissenschaftlichen [sic]⁸⁹ Kenntnissen.» Zu besonderer Genugtuung gereicht es mir auch, dass der Aufbau meiner Schriften und die stilistische Fassung des Stoffes immer gutgeheissen wurden. Das Formen des Entdeckten liegt mir wirklich ebenso sehr am Herzen wie das Entdecken selber. Hier wirkt ein geistiges Erbe aus alten Tagen nach. Meine Vorfahren vom Urvater an durch mehrere Generationen hindurch waren Steinmetzen, was in der Sprache jener Zeit so viel bedeutete wie Baumeister und Bildhauer in einer Person, allerdings nicht vom Range grosser Künstler.⁹⁰

Ich gestatte mir nun, meine eigene Meinung über meine wissenschaftlichen Arbeiten auszusprechen; ich will nur eine Seite derselben berühren: Weitaus die meisten meiner Veröffentlichungen glaube ich als Pionierleistungen bezeichnen zu dürfen. Meine germanistischen Schriften werden in einem angesehenen Werk «bahnbrechend» genannt. Ich bin der erste, der vom Lehnwort im Romantschen redet. Das Thema «die primitiven Schöpfungen und die Höchstleistung des indonesischen Sprachgeistes» an die Hand zu nehmen, ist vor mir niemandem eingefallen. Ich habe die vergleichende all-indonesische Literaturwissenschaft ins Leben gerufen. Zwei Bausteine zur derselben habe ich bereits geliefert; jetzt bearbeite ich den dritten. Dieser soll den Titel haben: «Die Epik der Indonesischen Völker (von den Philippinen über Niederländisch Indien bis Madagaskar); eine vergleichende Charakteristik mit besonderer Berücksichtigung ihres edelmenschlichen Gehaltes.» Bis heute habe ich sieben – natürlich originale – indonesische Epen, gekleidet in Verse oder in Schönprosa, studiert, aber ich habe mir noch keinen Vorrat an Notizen angelegt. Was indonesische Schönprosa sei, ersieht man am besten durch Nebeneinanderhaltung der «Rettung des Königs», im Roman «Han Tuwah» und in der «Malayischen Chronik». Dort farbenreiche, lebendige Sprache, hier dürftige, trockene Worte.⁹¹ Das Problem «die Verwandtschaft des Indonesischen mit dem Indogermanischen» hat schon Bopp⁹² behandelt. Ich bin hier also nicht Pionier. //⁹³ Allein zu Bopps Zeit war noch sehr wenig indonesisches Sprachmaterial veröffentlicht und die indonesischen Lautgesetze hatte noch niemand formuliert. Daher musste seine Arbeit missglücken. Wie ich auf das Problem zurückgriff, war meine Lage weit günstiger; denn eine Unmenge von sprachlichem Stoff stand mir zur Verfügung, und die Lautgesetze hatte man ermittelt. Als die Ergebnisse meiner Untersuchung publik wurden, stimmten mir manche Forscher geradewegs bei, andere zögernd. Eine direkte Ablehnung habe ich nicht erfahren; niemand sagte, hier habe blosser Zufall gewaltet. Allerdings wurde auch die Auffassung geäußert, man brauche nicht gerade Blutsverwandtschaft zu statuieren; der Einklang könne auch daher rühren, dass Indogermanisches in das Indonesische eindrang oder dass jenes von diesem überflutet wurde. Nach all dem wäre ich klüger gewesen, wenn ich //⁹⁴ mir die Aufgabe bloss so gestellt hätte: «Das

Sprachgut, welches gemeinsames Eigentum des Indonesischen und des Indogermanischen ist». – Auch eine so umschriebene Studie hat ihren Wert – und wenn ich die Ausdeutung andern Forschern überlassen hätte.

In Freundeskreisen war auch von der Universitätskarriere die Rede. Diese wurde mir auch wirklich mehr als einmal in Aussicht gestellt. Ich aber dachte und sprach es aus: «Diese Laufbahn wünsche ich ganz und gar nicht. Sie ist mit zu vielem verknüpft, das ich als Last empfinden würde. Als simpler Mittelschullehrer kann ich bequemer meinen Lieblingsstudien obliegen.»

Mein Vater wurde mit mir Ehrenbürger der //⁹⁵ Stadt Luzern.⁹⁶ Er erhielt den Dr.h.c. von Bern, ich von Gen⁹⁷. Ich bin zum Ehrenmitglied von verschiedenen Innungen ernannt worden, von der Bezirkskonferenz Malters bis zur Asiatischen Gesellschaft von Singapore.

Der Tag, an dem sich mein 80. Lebensjahr erfüllte, brachte mir eine Flut von Beweisen herzlicher Teilnahme. Es gab Briefe, Telegramme, Zeitungsartikel, so besonders von den Freunden Abegg, Bruckner und Steffen.⁹⁸ Ich erhielt Wein und Honig, Blumen und Lächerli. Freund Widmer⁹⁹ bereitete mir ein festliches Mahl. Ich vergoss weichherzig Tränen der Freude und des Dankes. //¹⁰⁰

8 Das Blut der s'Plampumes

Einst lebte in Münster eine rechtschaffene, arbeitsame Familie, welche die Eigenheit hatte, dass sie immer wieder den Wohnsitz wechselte. Man nannte sie daher «s'Plampumes»¹⁰¹; «umepampe» bedeutet, «herumtorkeln». Es wurde mir im Verwandtenkreis oft gesagt, Blut von s'Plampumes rolle auch in meinen Adern. – –

Als die Jahre vorwärts schritten, sass ich einmal traulich an der Seite meiner Gattin. Ich drückte ihr warm die Hand und sagte: «Liebe Mathilde, es ist mir, ich habe eine innere Stimme gehört, die so zu mir redete: «Macht Feierabend! Gebt Beruf und Haushaltung auf! Setzt euch zur Ruhe! Nein, setzt euch nicht! Wandert in der Welt herum, ihr seid beide noch kräftig genug. Und in dir, Renward, pulsiert ja das Blut der s'Plampumes. Und wie weit in den Landen herum ist dein

Grossvater gekommen! Geht, freut euch an dem, was Natur und Menschenhand Schönes geschaffen! Das sei der Lohn für alles, was ihr geleistet! //¹⁰² Und drängt es dich, Renward, noch weiter zu wirken, so gelte deine Arbeit ungeteilt der indonesischen Forschung! Da liegt deine Hauptkraft.» So sprach ich zu meiner Gattin, denn das waren die Worte der innern Stimme, die ich zu vernehmen meinte. Mathilde hatte lächelnd zugehört, und dann sagte sie: «Gerade so hat es mir schon mehrmals in den Ohren geklungen.» Damit war der Entschluss gefasst. Dem Beruf und der Haushaltung wurde Lebewohl gesagt. Wir mieteten zwei Zimmer im bestgeführten Waldstätterhof; da bargen wir auch unsere Familienheiligtümer. Meine Bücherei übergab ich der Kantonsbibliothek, mit dem Vorbehalt, dass bis zu meinem Hinscheiden nur ich sie benutzen dürfe.¹⁰³ Und nun ging's ans Wandern. Wohin? Doch dahin, wo Lüfte wehen, die an den Hauch von Insulinde gemahnen. Wir pilgerten durch die Riviera und die Côte d'Azur. Das unendliche Meer, das nie sterbende Grün, die Blumenpracht erfüllten uns mit Wonne.¹⁰⁴ Es entzückten uns die Wunder der ewigen Roma. Auch andere Städte von Italien offenbarten uns ihre Herrlichkeiten. Ich erstieg den Soratte¹⁰⁵. Es war ein strahlender //¹⁰⁶ Januarstag. Ziegen weideten die eben spriessenden Gräslein. Der Krokus blühte. An die Ruine des alten heiligen Tempels gelehnt, schaute ich traumverloren in die weiten Fernen. – Aber ich verzehrte die Zeit nicht mit blossem «Umeplampe[!]». Nahte der Sommer, so kehrten wir nach Luzern zurück, zum Waldstätterhof. Und ich sammelte in meiner Bibliothek Stoff zu neuen Veröffentlichungen. Kam der Spätherbst mit seinen das Gemüt verdampfenden Nebeln, so retteten wir uns nach dem hell-frohen Süden. Da arbeitete ich die gewonnenen Notizen aus, sitzend neben lieb Mathilde, die sich über eine kunstvolle Stickerei beugte. Aber es waren nicht bloss Zwecke des Studiums, die uns Sommer für Sommer nach der Heimat zogen. Machtvoll rief uns die heilige Stimme des Vaterlandes zurück. Und wir wussten auch, dass Liebe und Freundschaft sich nach unserer Heimkehr sehnten. Wie herzerfreuend war jedes Mal das Wiedersehen! Das war die zweite paradiesische Zeit meines Daseins – sieben Jahre lang. – Meine Gattin starb; die Sonne meines Lebens erlosch. //¹⁰⁷

9 Der Geist des Floh-Hans

Der edle Geist des barmherzigen Floh-Hans waltet seit seinem Hingang mit hinreissender Macht in meiner mütterlichen Sippe.

Meine Grossmutter hatte stets eine offene Hand für die Armen. Und ich erinnere mich, dass sie immer wieder zu meiner Mutter sagte: «Meiti, gib au z' Almuese!» Als wir in Malter's wohnten, kochte meine Mutter häufig eine besonders kräftige Suppe, die ich zu dürftigen Leuten tragen musste. Ich tat es willig, nur zum alten Leneli ging ich nicht gern; denn es sprangen da am hellen Tag Schwabenkäfer über den Ofen hin. Damals gab es in Malter's viele Unbemittelte; jetzt ist es eine wohlhabende Ortschaft. – Zu meinem 80. Geburtstag hat mir auch Frl. Marie Seeberger Rüti Malter's gratuliert; was sie zum Glückwunsch beifügte, gebe ich hier wörtlich wieder: «Ich erlaube mir, Ihnen eine kleine Begebenheit, //¹⁰⁸ die ich seit 70 Jahren nicht vergessen habe, zu erzählen. Unsere gute Mutter erlaubte uns Schulkindern, trotz grosser Einschränkung, immer die Schulreislein mitzumachen. Nun hatte meine Schwester Rosa 25 Centimes zu wenig Geld beim Nachzählen und Aus-händigen des Reisegeldes. Es ging nach dem Säli-Schlössli¹⁰⁹ mit Lehrer Hammer. Ihre Verlegenheit, ja ihr Schamgefühl war gross; da kam sofort Renward Brandstetter und gab der Rosa den Fehlbetrag. Das war für uns ein grosses Erlebnis, an welches ich mich nach 70 Jahren noch lebhaft erinnere.»

Was ich bisher berichtet habe, fällt in meine Knabenzeit. Die folgenden Jahre wich der Geist des Floh-Hans nie von mir und den Meinigen. Aber jetzt, in meinen alten Tagen, hat er sich eigentlich gewaltsam meiner Seele bemächtigt. Ich brauche meine jährlichen Einkünfte nicht auf; mein Vermögen zu vermehren hätte keinen Sinn, da ich keine nähern Verwandten habe. Den Überschuss verwende ich zu wohltätigen Zwecken; nur nicht genau in der Art und Weise des //¹¹⁰ Floh-Hans, denn ich hatte in jungen Jahren leider nicht daran gedacht, auch die edle Kochkunst zu erlernen. Sondern ich gebe meiner Mildtätigkeit die Form der Unterstützung, des Almosens. Besonders freut es mich, wenn sich an die Spende ein kleines launiges Begebnis knüpft. Ich will einige Müsterchen erzählen: //¹¹¹

Die Bananen

Einmal bin ich an einem kalten Winterabend durch die Strassen von Genua gegangen. Da bemerkte ich ein altes Frauchen, das in einer Ecke auf dem blossen Stein kauerte. Was es am Leibe trug, waren mehr Lumpen als Kleider. Es hatte von sich ein Körbchen mit sicken¹¹² Bananen zum Verkauf. Es kamen viele Leute vorbei, niemand sah hin. Da trat ich hinzu, sagend: Frau, ich will alle diese Bananen kaufen, was kosten sie? Sie nannte den Preis; ich gab das Geld. Wie sie nun die Bananen in eine Zeitung wickeln wollte, hinderte ich sie mit den Worten: «Nein, nicht so, Frau, ich schenke Euch die Bananen, Guten Abend!» Sie starrte mich verdutzt an; sie meinte offenbar, es rappe bei mir; sie konnte kein Wort hervorbringen. Ich ging lächelnd weiter. //¹¹³

Das Rechenexempel

Vor einigen Jahren wurde eine Gesellschaft Pro Grischun¹¹⁴ gegründet. Da ich eine grosse Sympathie für die Rätoromanen und ihre wackern Bestrebungen habe, so trat ich auf eine Einladung hin auch bei. Nur stellte ich die Bedingung, dass ich den Jahresbeitrag, drei Franken, für einige Jahre voraus bezahlen dürfe; das sei für mich bequemer. Man willigte ein. Nun entrichtete ich den Jahresbeitrag für 33 Jahre voraus und fügte noch einen Frank hinzu für die Mühe des Empfangens. So hatte die Gesellschaft das Vergnügen, einen hübschen Batzen einzuheimsen, und ich genoss die Genugtuung, noch rechnen zu können, da ich durch Multiplikation und Addition die so schöne runde Summe von 100 Franken herausgebracht hatte.//¹¹⁵

De Mutech¹¹⁶

Wo mi lieb Frau g'storbe isch, ha-n-i au nocheg'luegt, was i irem Schribtisch inne seig. Do find-i z'hinderst hinde-n es Truckli, und i dem inne dreihundertsächzg Franke. Ihr wärdid iez meine-n, ich heig wie-wie Freud g'haa, dass so ne Schübel Gäld i mini Händ cho isch. Aber m'm, s Gunträri, i bi nur verschrocke, g'wüss und eigeli bi-n-i verschrocke; und ich will-ech iez verzelle, worum as-i verschrocke bi. Mir hend's mit eusem Gäld all di Johr dure eso g'haa. Im-ene Gänterli inne isch es G'hältli g'sii, und det dri-inne sind Nötli, Feuffli-ber, Fränkli und öppe no Feufbätzi g'läge. De hed mi Frau us

dem G'haltli useg'noo, wenn si öppe-n es nöis G'wandli hed welle chauffe; und ich bi drüber g'gange, wenn-i öppe-m i de Kumpenei i mine Fründe-n e bar Fläsche ha welle z'löte zahle. Aber eister hem-mer das enand g'seid. Nie hättid mir bedi; weder äs no ich, au nur e Rappe-n useg'höögglet, oni Wüsse vom andere. Und iez find-i uf einist, oni dass i e-n Ahnig //¹¹⁷ g'ha hätt, im Schribtisch vo miner Frau, z'hinderist hinde, dä Mutech vo dreihundertsächzg Franke. Was isch das für e Mutech g'sii? Wohär hed-e mi Frau g'haa, dä Mutech? Was hed si mit dem Mutech welle? S'isch i-mer inne-n ufg'roche, und i bi druf und dra g'sii, über mi Frau höhn z'wärde. Aber s'isch chum e-n Augeblick lang g'gange, do schiess's-mer dur-e Chopf, wie wenn e Blitz dur di feister Nach fahrt: «E, du guete Renward, du Nachtig¹¹⁸ du, das isch jo das Gäld, wo du einist diner liebe Mathilde zum Chrischchindli verehrt hest.» oo, so isch es g'sii, i ha grad i der Wienacht es Saläri vo dreihundertsächzg Franke überchoo für öppis, wo-n-i g'schribe g'ha haa. Und i ha no g'seid, wo-n-ere das Gäld i d'Hand ine g'gää haa: «Bruch das Gäldli; ganz wi's dir im Härzhüsi inne g'fällt; ich rede nüd drii.» So, und iez losid, liebi Lüt, wi's do witer mit dem Gäld g'gange-n isch: Me hend grad druf abe-n alles bschlosse, sind i de Wermi no, und //¹¹⁹ sind driume g'fäcklet dete, wo's Riviera und Côte-d'Azur heisst, di lengst Zit. Dete isch-si au gar vil Neus i-s Memori ine cho, und ob dem Neue isch vil Elters useddrückt worde. Und so isch-es wohl g'scheh; dass mi Mathilde nümme-n a das Gäld d'dänkt hend, wo si i ire Schribtisch ine gha hed, z'hinderst hindere. Oder vilicht isch-es so g'gange: Mi Frau hed-si lang b'sunne, was-si mit dem Gäld wel chauffe, öppe-n es b'sundrigs Gschmuck. Und öb-si sich usb'sunne g'ha hed, so isch-i i's Grab ine g'leid worde, zu mim grosse Leid im Härze. Seig's g'gange wi's well, das Gäld ist, wo mi lieb Mathilde g'storbe-n isch, i irem Schribtisch inne g'sii, und ich ha's det g'funde. Wo-n-i do di Sach bigriffe ha, as mi liebe Mathilde nüd Lätzes t'too hed, ha-n-i ufgschnuftet, aber im gliche-n Augeblick ham-m-i au g'schämt wi-n-e Budelhund. Und i ha zue-mer g'seid: O jere, chönnt mi brav Frau //¹²⁰ nur es Föifis lang¹²¹ wider läbig wärde, as-e-si chönnt um Verziehig bitte, as-i schigar öppis Bööss vo-n-ere d'dänkt haa. – Aber was meinid ihr Lüte-n iez, was-i mit dene dreihundertsächzg Franke g'macht haa? Jo-jo, s'hed für mich kes langs Simeliere¹²² b'brucht. I ha di Kabare-n am gliche Tag no rübis

und stübis z'Almuese g'gää, i miner brave, guete, liebe Mat-
hilde z'Ehre-n und zu Adänke. //¹²³

10 Meine Freunde

Meine Gattin ist dahin geschieden; die Sonne meines Lebens ist versunken, aber milder Sternenschein blinkte von jeher auf meine Wege: Das Geschick hat mich mit edlen Freundschaften beschenkt. Von meinen Schulgenossen [Volksschule bis Universität] lebt noch ein Dutzend. Welche Freude, wenn ich den einen oder anderen treffe! Was haben wir uns zu erzählen! Von den indonesischen Fachgenossen stehen mir von Ronkel¹²⁴ und Esser¹²⁵ am nächsten; Cabaton¹²⁶, Blagden¹²⁷ und Snouk Hurgronje¹²⁸ wandeln leider nicht mehr unter den Lebenden. Als sie in Indonesien weilten, ging ein rühriger Briefwechsel zwischen ihnen und mir hin und her. Nach der Heimat zurückgekehrt, erfreuten sie mich mehrmals durch ihren Besuch. Unter den Söhnen Indonesien [sic!] durfte ich den grossen Rizal¹²⁹ Freund nennen; jetzt ist C. Lopez¹³⁰, ein Spross des tagalischen Landes, mein Intimus. Wenn gebürtige Indonesier nach Europa kommen, so besuchen sie mich immer; nicht nur eine Freude, sondern auch ein Vorteil für mich; denn ich kann von ihnen abhören, was mir meine Bücher nicht sagen können, z.B. die Stimmmodulation der einzelnen Idiome. Im schweizerischen Gelehrtenkreis verkehre ich am //¹³¹ vertrautesten mit Abegg – Zürich, Vieli – Chur, Roetschi – Solothurn, Bohnenblust – Genf, Bruckner – Basel, Niedermann – Neuchâtel.¹³² In Luzern knüpft mich das engste Band an meinen Leibarzt R. Widmer und an zwei jüngere Kollegen, L. Suter¹³³ und H. Bühlmann¹³⁴. Mit Bühlmann, der den Donnerstag frei hat, mache ich oft eine fröhliche Tagestour, indem meine recht alten Beine mir das noch gestatten, ich prahle gelegentlich auch damit. Wir disputieren über sprachwissenschaftliche Fragen, leisten uns unterwegs zwei oder drei Mal ein Gläschen vom Bessern, spielen dabei Romee. Am meisten erfreuen uns jedoch die Kinder der Flora, die unsern Weg begleiten. Als ich ein Bub war, pflegte meine Tante Therese zu mir zu sagen: «De bist es Blueme-Dori [Dori = Närrchen].» Ein Blueme-Dori bin ich geblieben, und Bühlmann ist auch ein Blumen-Freund.

Ein Freund ist mir auch der Wein, jedoch so, dass keine allzu intimen Beziehungen zwischen uns beiden stattfinden. //¹³⁵

11 Im Dezember 1940

Der Anfang des Dezembers 1940 brachte mir gleich drei Mal hintereinander eine überraschende Kunde. Es sind drei neue Innungen für Sprachforschung gegründet worden, trotz der Ungunst der Zeiten. In Genf wurde die Société Genevoise de linguistique ins Leben gerufen. Ehrenpräsident ist Professor Ch. Bally¹³⁶, der meinen Arbeiten stets ein warmes Interesse angedeihen liess. In Manila hat sich eine Gesellschaft gebildet zum Zwecke, eine Zeitschrift herauszugeben, die ausschliesslich der indonesischen Sprachforschung gelten soll. Der indonesischen Sprachforschung, meinem Lieblingskind! An der Spitze dieser Gesellschaft steht der Tagale C. Lopez, mein indonesischer Intimus. Und endlich ist eine Vereinigung von Sprachforschern aus allen Ländern der Erde entstanden mit Verwaltungssitz in Kopenhagen.¹³⁷ Alle drei Unternehmungen haben mich in freundlichster Weise zum Mitwirken eingeladen.

Ich erzählte meinem Freund Bühlmann von //¹³⁸ diesen Gründungen. Da nahm er nachdenklich das Wort: «Sieh, lieber Renward, Männer aus der ganzen Welt, selbst aus Nationen, die sich jetzt blutig bekämpfen, haben sich zusammengetan zu gemeinsamer edler Arbeit. Darf man dies nicht als verheissungsvolles Omen ansehen? Darf man nicht glauben, dass auch die Völker sich einst wiederfinden werden zu einträchtigem Kulturwirken?» Ebenso nachdenklich nahm ich dann das Wort: «Ich habe auch geglaubt, der ewige Friede werde kommen; und im Vorwort zu meinem Hauptwerk äusserte ich mich, es sei mein heissester Wunsch, durch dieses Werk auch etwas, und sei es nur so gross wie ein Sandkörnlein, zur Völkerverständigung beizutragen. Aber jetzt überflutet in meinem Inneren das Entsetzen über das Weltgeschehen jener Glauben. Und neben dem Entsetzen hat nur noch das Mitleid in mir Raum, grenzeloses Mitleid mit der in Jammer versenkten Menschheit.» So redeten Bühlmann und ich Anfang Dezember.

Es ist der letzte Tag des Jahres. Ich sitze einsam //¹³⁹ in meinem Studierzimmer und sinne und sinne. Da bemächtigt

sich meiner eine Stimmung anders geartet als die war, welche mich bei der Unterredung mit Bühlmann ergriff. Ich denke an eine Frage, die mich seit jungen Jahren heimgesucht, und ich denke an die Folgen, welche die Beschäftigung mit dieser Frage für mein Seelenleben hatte. Und ich spüre diese Folgen gerade jetzt. Die Frage ist: «Wie kann man es fassen, wie reimt es sich zusammen, dass wir im Antlitz der Natur eine allerhöchste Intelligenz und eine hinreissende Schönheit erschauen, daneben aber auch eine Grauen erweckende Brutalität, die sich so oft an der fühlenden Kreatur, an Mensch und Tier, auswirkt?» Eine beruhigende Antwort auf diese quälende Frage suchend, konsultierte ich die Philosophie. Ich studierte philosophische Werke der verschiedensten Richtungen. Was diese Werke alles vorbrachten, war eitel Torheit. Die Faust an der Stirne, marterte ich mich selber ab, die Lösung des Rätsels zu finden. Ich fand nichts. Einmal träumte mir, ich flehe kniefällig die Natur an, mir eine Deutung ihres zwiespältigen Wesens zu gewähren. //¹⁴⁰ Sie blieb stumm. So zeitigten meine heissesten ehrlichsten Bemühungen kein Resultat. Doch sie zeitigten endlich ein Ergebnis. Aber dieses war nicht so, dass ich mich in sklavischer Demut vor der Gwalthaberin Natur beugte, sondern es war, so dass ich in stolzem Trotz mich gegen sie bäumte. Und dieser stolze Trotz bebte wieder und wieder in meiner Brust auf, besonders wenn ich ruhend in meinem Heim sitze, oder wenn ich, umflossen vom Abendschein, am Gestade des Sees wandle. Und jedes Mal – ich muss es gestehen – folgt ihm ein triumphierendes Lächeln.

Und gerade jetzt in den letzten Augenblicken des unglückseligen Jahres 1940, mag die Welt wüten wie sie will, wogt mein stolzer Trotz mir durch die Seele, und das triumphierende Lächeln gleitet über meine Züge.¹⁴¹ R.Br. //¹⁴²

1933/34

In meinem 74. Lebensjahr hat das Schicksal mir grosses Unglück und grosses Glück zugesprochen. – Grosses Unglück, das herbste Unglück: Meine Gattin wurde mir durch den Tod entrissen. Ein Trost für mich war, dass sie ohne körperliche Qual von hinnen gegangen, ich musste sie nicht leiden sehen. Ihre letzten Worte an mich waren: «Du bist mir immer ein

treuer Kamerad gewesen.» Als sie auf dem Todeslager ruhte, mit Rosen umkränzt, schneebleich, war sie wie ein Heiligenbild, aus reinstem weissem Marmor geschaffen: Ein Anblick von edelster Schönheit, aber ein Anblick, der mir das Herz zerriss.

Aber auch ein grosses Glück hat mir dieses Lebensjahr gebracht: Es war mir vergönnt, meine // wissenschaftliche Sendung zu Ziele zu führen. Ich konnte die Schrift «Die Kleindichtung der indonesischen Völker» vollenden und veröffentlichen. Ich sehe diese Schrift für die wichtigste meiner Publikationen an, habe ich doch mit derselben den Grundstein für die all-indonesische Literaturwissenschaft gelegt. Ich werde ja weiter arbeiten auf dem indonesischen Wirkungsfeld, aber die Hauptsache ist getan, darum kann ich sagen, dass meine Mission erfüllt ist. Und das ist eine Freude für meine alten Tage!

Wie man im Alter wieder Kind werden kann! In meinen Knabenjahren hatten mir meine Eltern in ihrem Garten ein Beet eingeräumt, das ich selber bepflanzte und mit Feuereifer pflegte. Wenn ein Unkräutlein hervorguckte, so zog ich es sofort mit aller Sorgfalt aus. Jetzt habe ich zwei Beete zu betreten: Das Grab meines Vaters und das meiner Gattin. Ich gehe jede Woche auf den Friedhof, und wo ein Misskraut sich hervorwagt, mache ich ihm den Garaus; allerdings das Bücken geht nicht mehr so leicht wie in den jungen Tagen.

Und wie man auch auf andere Weise wieder jung werden kann! Meine Grossmutter und meine Mutter waren sehr mildtätig und gaben Almosen, so viel die Finanzen es erlaubten. Immer und immer sagte meine Grossmutter zu meiner Mutter: «Meiti, gib z' Almuese!» Mein Vater war auch ganz damit einverstanden. Ich nun musste auch dabei behülflich sein, und ich tat es gern. Manche Schüssel Suppe, manches halbe Brot trug ich armen Leuten zu. // – Nun, in meinen alten Tagen ist der Trieb, Almosen zu spenden, wieder in mir erwacht. Ich lebe sehr einfach und zehre daher meine Einkünfte nicht auf. Nähere Verwandte habe ich nicht. Was ich nicht aufbrauche, wird als Almosen verwendet. Besonders gern bedenke ich alte darbende Frauchen. Diese Tätigkeit macht mir mehr Freude als mein ganzes wissenschaftliches Gewerbe.

Ja, ja man wird wieder Kind!

Literatur

- Achermann, Jacqueline (2009), *Renward Brandstetter – ein vielseitiger Sprachforscher aus Luzern*, BA-Arbeit der Kultur- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern, Masch, Luzern.
- Brandstetter, Alois (o. J.), *Die Herzog von Beromünster 1303–1982*, SA aus dem «Anzeiger für das Michelsamt», [Nationalbibliothek Bern Nb 33'867].
- Bühlmann, Heinrich (1943), *Professor Renward Brandstetter 1880–1942. Beilage zum Jahresbericht über die kantonalen höheren Lehranstalten in Luzern für das Schuljahr 1942/43*, Schüpfheim: Buchdruckerei. [auch als SA erschienen.]
- DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden, Leipzig: Teubner 1854–1961.
- Erinnerungen an Professor Dr. Heinrich Bühlmann ehemals Lehrer an der Kantonsschule Luzern, geboren am 11. Februar 1886, gestorben am 26. August 1968 (1969), zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Kurt Sidler und Dr. Walter Stutz, Luzern: Kantonsschule.
- Familiennamenbuch der Schweiz – Répertoire des noms de famille suisses – Repertorio dei nomi di famiglia svizzera (1968). Zweite, erw. Aufl. / Deuxième édit., revue et complétée / Seconda ediz. riveduta et aggiornata, Zürich: Polygraphischer Verlag / Editions polygraphiques (6 Bde.).
- Haas, Walter (1981), *Das Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Versuch über eine nationale Institution*, Frauenfeld: Huber.
- HBLS = Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz (1921–1934), Hg. mit der Empfehlung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz unter der Leitung von Heinrich Türlér, Marcel Godet, Victor Attinger in Verbindung mit zahlreichen Mitarbeitern aus allen Kantonen mit vielen Karten, Bildnissen und Wiedergaben alter Dokumente in und ausser dem Text, Neuenburg: Administration des historisch-biographischen Lexikons der Schweiz, 7 Bde. + Suppl.
- HLS = Historisches Lexikon der Schweiz (2002–), hg. von der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz. Chefre-

- daktor: Marco Jorio, Basel: Schwabe. [elektronisch unter: <http://www.hls-dhs-dss.ch>]
- Id. = Schweizerisches Idiotikon (1881–), Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Frauenfeld: Huber. [Band 16 ist im Erscheinen. Zugänglich unter www.idiotikon.ch]
- Les noms de famille suisses – Familiennamenbuch der Schweiz – I nomi di famiglia svizzeri (1940), hg. v. d. Schweiz. Ges. f. Familienforschung unter Mitw. des Eidg. Amtes für Zivilstandswesen und der Zivilstandsämter der Schweiz / Edité par la Société suisse d'études généalogiques avec la collaboration du Service fédéral de l'état civil et des offices de l'état civil de la Suisse / Pubblicato dalla Società svizzera di studi genealogici con la collaborazione del Servizio federale dello stato civile et degli uffici dello stato civile della Svizzera, Zürich: Polygraphischer Verlag / Editions polygraphiques. (2 Bde.)
- Schnyder, Wilhelm (1924), *Dr. h. c. Josef Brandstetter, alt Professor und Erziehungsrat*, Luzern: A. Bucher-Räber. [Beilage zum Jahresbericht über die kantonalen höheren Lehranstalten in Luzern für das Schuljahr 1923/24 und als SA]
- Wallimann-Huber, Josef (1931–1956), *Die Bürgergeschlechter von Beromünster. Im Auftrage der Ortsbürger- und Korporationsgemeinde Münster nach den genealogischen Registern von Dr. Jos. Leopold Brandstetter und Chorherr Ant. Dormann zusammengestellt und mit biographischen Beigaben versehen*, Münster, Buchdruckerei. [Das Werk erschien in einzelnen Heften zwischen 1931 und 1956.]
- Wallimann-Huber, Josef (1959), *Die Geschichte der Pfarrei St. Stephan Beromünster*, Beromünster: Helyas-Verlag.

Anmerkungen

- 1 Nachlass Renward Brandstetter: PA 663/23. Die Transkription beruht auf der Abschrift von Jacqueline Achermann und wurde von Iwar Werlen anhand des Originals überprüft. Der Text ist handgeschrieben; Korrekturen von Renward Brandstettters Hand werden nicht im Einzelnen verzeichnet, inhaltlich relevante, aber gestrichene Einschübe dagegen schon. Die Abfolge der Blätter ist auf Grund der Paginierung durch Brandstetter festgelegt; sie wird in den Fussnoten dokumentiert. Im Text erscheint der Wechsel des Blattes durch das Zeichen //.

Kommentare und Erklärungen zum Text finden sich ebenfalls in den Fussnoten. Brandstetters Manuskript enthält keine Fussnoten.

- 2 Mit der Überschrift beginnt ein neues Blatt, gekennzeichnet als 2 α .
- 3 Diese Angaben stammen vermutlich von Josef Leopold Brandstetter, dem Vater von Renward Brandstetter. Das geht aus den Einträgen über das Geschlecht der Brandstetter in J. Wallimann-Huber (1931–1956), hier Bd. 2, S. 83 ff. zurück, wo auf Veröffentlichungen von J. L. Brandstetter zum Thema hingewiesen wird. Dass die Brandstetter aus Salzburg stammten, erhellt auch aus der Notiz des Luzerner Rates vom 24. Januar 1617, dass «Andreas Brandstetter von Saltzburg» zum Bürger angenommen worden sei (StALU RP 55, fol. 166r, laut freundlicher Mitteilung von Staatsarchivar J. Schmutz vom 25.4.2012).
- 4 Vgl. J. Wallimann-Huber (1931–1956), hier S. 85. Elisabeth Gilgi war die erste Frau von Andreas Brandstetter. Sie hatte zwei Kinder. Der im Text genannte Johannes wurde 1600 geboren; die Tochter Elisabeth 1608.
- 5 Niklaus Holdermeyer (1547/48–1613) wurde 1601 zum Propst von Münster gewählt (vgl. HLS 6, 442), mehr dazu bei J. Wallimann-Huber (1931–1956) in Bd. 2, S. 33 f. Obwohl der Propst 1617 bei der Gewährung des Bürgerrechtes an Andreas Brandstetter schon seit einigen Jahren verstorben war, bezieht sich das Protokoll des Rates explizit auf ihn.
- 6 Niklaus Herzog, genannt «der Reiche» (1573–1647), war unter anderem Amtsweibel, Amtsfährdrieh und ab 1639 mehrfach Ammann von Münster (siehe A. Brandstetter (o. J.), 3 f.) und J. Wallimann-Huber (1931–1956), Bd. 2, S. 76. S. 85 wird auch die Stelle zitiert, wonach Johannes Brandstetter den Grabstein für Niklaus Herzog gehauen und gelegt habe.
- 7 Zu Franz Brandstetter siehe J. Wallimann-Huber (1931–1956), hier Bd. 2, S. 86. Er war zweimal verheiratet und hatte insgesamt 14 Kinder, von denen mehrere schon kurz nach der Geburt verstarben. Im Text erwähnt Renward Brandstetter «drei Söhne»; bei J. Wallimann-Huber (1931–1956) sind fünf verzeichnet (Bd. 2, S. 87-93); der Stammbaum (nach S. 144) nennt drei davon mit Nachkommen.
- 8 «(Übernamen)» wurde von B. nachträglich eingefügt. Die Beinamen werden von B. dialektal wiedergegeben: *des Buchbinders, des Ammans, des Glaserhans*. Der Genitiv ist bei solchen Familienbeinamen üblich.
- 9 Das Blatt ist nummeriert als 2 β .
- 10 Bilder der Eltern von Renward Brandstetter finden sich auf Bildtafel 13 in J. Wallimann-Huber (1931–1956), hier Bd. 2, nach S. 112.
- 11 Flums ist eine Gemeinde im Kanton St. Gallen. Brandstetters Angabe wird vom *Familiennamenbuch der Schweiz* bestätigt.
- 12 Die erste Auflage erschien unter dem Titel *Les noms de famille suisses – Familiennamenbuch der Schweiz – I nomi di famiglia svizzeri* 1940 in Zürich beim Polygraphischen Verlag. 1968 erschien die zweite, erweiterte Auflage unter dem Titel *Familiennamenbuch der Schweiz – Répertoire des noms de famille suisses – Repertorio di nomi di famiglia svizzeri* beim gleichen Verlag. Diese zweite Auflage ist auch elektronisch vorhanden: <http://www.hls.dhs-dss.ch/famn/?pagename=famn> [besucht am 5.5.2012].
- 13 Das Blatt ist nummeriert mit 2 γ .
- 14 Gunzwil ist heute ein Ortsteil von Beromünster nordwestlich des Zentrums. Das «Chrottemösli» ist auf dem Ortsplan von Beromünster verzeichnet.
- 15 «Chrotte» ist die dial. Bezeichnung der Kröte. «Mösli» ist diminutiv zu «Moos» im Sinn von Moorlandschaft. «Rämmert» ist die dialektale Form von «Renward».

- 16 Das Blatt ist nummeriert mit 3α. Beim Titel ist «väterlicherseits» eingefügt; «ihre Beinamen» ist gestrichen.
- 17 Nach «nannten» sollte der Text «auch ein wackerer Soldat war er, bis zum Grade eines Husarenleutnants hat er es gebracht» eingefügt werden; B. hat das nachträglich wieder gestrichen. Zu diesem Renward (1720–1801) siehe J. Wallimann-Huber (1931–1956), hier Bd. 2, S. 100–103.
- 18 Der vorstehende Satz steht verso; recto ist ein längerer Text gestrichen: «Katharina, Tochter des Mann-Gottes heiratete den Tuchhändler J. L. Troxler, und aus diesem Ehebund ging Vitalis Troxler hervor, der einzige selbständige Philosoph der deutschen Schweiz.» Die im Text erwähnte Katharina (1750–1834) heiratete 1773 Joseph Leopold Troxler; der Sohn Ignaz Paul Vital Troxler wurde 1780 geboren (nach J. Wallimann-Huber [1931–1956], hier Bd. 2, S. 103).
- 19 Das Blatt ist nummeriert mit 3β.
- 20 Zu Johann *Renward* Zacharias Vital Brandstetter (1782–1851) siehe J. Wallimann-Huber (1931–1956), hier Bd. 2, S. 116 f. Er lehrte ab 1819 an der «Höheren Lehranstalt in Luzern» und wurde 1831 Chorherr im Hof (Stadtkirche von Luzern). Das erwähnte Werk erschien 1817: *Das griechische Zeitwort systematisch dargestellt*, Landshut, J. Thoman, 56 S.
- 21 Laut J. Wallimann-Huber (1959, 313) wurde Renward Brandstetter (geb. 1875), Sohn des Alois und der Katharina, geb. Amrein, am 16. Juli 1899 in Luzern zum Priester geweiht. Er wurde 1906 Pfarrhelfer von St. Stephan in Beromünster und zum Kaplan von St. Martin gewählt und blieb es bis 1942. Das Todesjahr ist nicht verzeichnet; er muss um 1950 gestorben sein.
- 22 Der Titel befindet sich auf einem Blatt mit der Nummerierung 3-4α. Ein eingefügtes «grosser» vor «Künstler» ist gestrichen; «Übernamen» wurde von B. zu «Beinamen» korrigiert. Unterhalb des Titels finden sich mehrere durchgestrichene Textanfänge (hier nicht abgedruckt).
- 23 Das Blatt ist nummeriert mit 3-4β.
- 24 Bisher haben wir Johannes Weber in publizierten Akten nicht eruieren können; für Archivrecherchen stand uns keine Zeit zur Verfügung.
- 25 St. Urban war bis zur Säkularisierung 1848 ein Zisterzienserkloster; später wurde es zur Psychiatrischen Klinik des Kantons Luzern.
- 26 Das Blatt ist mit rotem Farbstift mit 2 markiert, rot umrandet; daneben steht mit Bleistift 3-4γ.
- 27 Gemeint ist Renward Cysat (1545–1617). Siehe dazu den Beitrag von H. Greco-Kaufmann in diesem Heft.
- 28 Das Blatt ist mit rotem Farbstift mit 3 markiert, rot umrandet; daneben steht mit Bleistift 3-4δ.
- 29 Das Blatt ist nummeriert mit 4α.
- 30 Laut J. Wallimann-Huber (1931–1956) hier Bd. 2, S. 129 f. war Leopold Brandstetter (1779–1847) «Weber und Landwirt auf dem Vatersitz im Mösli». Er besass das damals neuerbaute Haus Nr. 71 im «Krottenmösli».
- 31 Laut J. Wallimann-Huber (1931–1956) hier Bd. 2, S. 131 f. war Sebastian Brandstetter (1806–1881) «Gürtler und Goldschmied». Er war u.a. Gemeindeamman bis 1875.
- 32 Malters ist eine Gemeinde im Tal der kleinen Emme, rund 20 km südlich von Beromünster.
- 33 Laut J. Wallimann-Huber (1931–1956) hier Bd. 2, S. 137 starb die Mutter von R. Brandstetter 1886 in Luzern.

- 34 Schnyder, Wilhelm (1924). Dr. h. c. Josef Leopold Brandstetter. Luzern, Bucher-Räber 1924 (Beilage zum Jahresbericht über die kantonalen höheren Lehranstalten für das Schuljahr 1923/24). Das Zitat befindet sich auf S. 14. Schnyder berichtet am Anfang des Textes die Geschichte der Brandstetter in Beromünster; teilweise entspricht der Text den Ausführungen Brandstetters oben in Kap. 2.
- 35 Das Blatt ist nummeriert mit 4γ.
- 36 Hier wurde folgender Text durchgestrichen: «Für gewisse Fächer hatte ich kein Talent; sie waren mir eine Pein.»
- 37 Der Fluss Pleisse fliesst durch Leipzig, daher die Bezeichnung.
- 38 Nach J. Wallimann-Huber (1931–1956), hier Bd. 2, S. 142 wurde Mathilde Verena Josefa Roos von Luzern (des Joseph und der Rosa Degen) am 15. März 1859 geboren; sie starb am 15. Oktober 1933 in Luzern [im Text fälschlich 1833 angegeben].
- 39 Das Blatt ist nummeriert als 4δ.
- 40 Ursprünglicher Text: «das sich aber im Lauf der Jahre dank meinen Erfolgen und im Ringen mit Widerwärtigkeiten zu einem starken, einem hochgemuten wandelte». Der Text wurde ersetzt durch den abgedruckten.
- 41 Am Rand vermerkt: hier hinein 4δA und 4δB. Nachträglich gestrichen.
- 42 Das Blatt ist nummeriert als 4ε.
- 43 «Philister» ist der studentensprachliche Ausdruck für jemand, der nicht mehr Student ist (vgl. DWB, Bd. 13, sp. 1826 f.).
- 44 Das Schweizerdeutsche Wörterbuch verzeichnet das Wort (Id 3, 382) *Kapar(r)en* als «Haftgeld», in emphatischer Bedeutung auch einfach für «Geld, Vermögen» – so verwendet es B. hier (Dank für den Hinweis an W. Haas, Freiburg i. Ue.).
- 45 Franz Misteli (1841–1903) war Brandstetters Lehrer in Basel (siehe den Beitrag von I. Werlen in diesem Heft).
- 46 «Niemann»; das zweite «n» am Schluss ist durchgestrichen. Georg Karel Niemann (1823–1905) war Professor in Delft (siehe den Beitrag von I. Werlen in diesem Heft).
- 47 Wiederum zuerst «Niemann», dann das zweite «n» durchgestrichen.
- 48 Das Blatt ist nummeriert mit 6α.
- 49 Dr. Jakob Sigrist (1896–1935), ab 1920 Erziehungsdirektor und Ständerat des Kantons Luzern (HBL 6, 365).
- 50 Blatt ist nummeriert mit 6β.
- 51 Vermutlich Josef Gauch (1883–1945). War 1915–1945 Sekretär und Kanzlist des Staatsarchivs Luzern. Er gehörte, laut Nachruf im «Vaterland», in früheren Jahren einem Jassquartett mit R. Brandstetter an (2. Januar 1946, StALU AKT 42/1388). Wir danken Dr. Jürg Schmutz vom Staatsarchiv Luzern für diese Informationen.
- 52 Mgr. Prof. Dr. Albert Mühlebach (1896–1961), er unterrichtete u.a. 35 Jahre lang Geschichte, Religion und Deutsch an der Kantonsschule Luzern und war Präsident des Historischen Vereins der 5 Orte (1945–1961) (StALU AKT 411/894). Wir danken Dr. Jürg Schmutz vom Staatsarchiv Luzern für diese Informationen.
- 53 Blatt ist nummeriert mit 6γ.
- 54 Heute *Werthenstein* geschrieben, eine Gemeinde östlich der etwas grösseren Gemeinde Wolhusen; gemeint ist hier die markante Klosteranlage auf einem Felsporn über der Kleinen Emme.
- 55 Blatt ist nummeriert mit 7:a.
- 56 Es handelt sich wohl um Joseph Huber (1828): *Isidor, Bauer zu Ried. Eine Geschichte für das Landvolk, wie auch für unsere Bürger in Städten*. Begleitet

- mit einer Vorrede von J. M. Sailer, München, Lentner. Das Buch ist in mehreren Auflagen erschienen.
- 57 Auf der Rückseite ist folgender Satz gestrichen, der hier eingefügt werden sollte: «Charakteristisch für die wissenschaftliche Tätigkeit meines Vaters ist der uner-sättliche Trieb zum Etymologisieren, ein Trieb, der auf mich übergegangen ist. Er hat eine Unmenge von Ortsnamen etymologisch gedeutet, ich eine Unzahl von indonesischen Wörtern mit psychischem Gehalt.» Näheres zu J. L. Brandstetter siehe im Beitrag von P. Kamber in diesem Heft.
- 58 Blatt ist nummeriert mit 7:b.
- 59 Blatt ist nummeriert mit 7c.
- 60 Der *Geschichtsfreund* ist die Zeitschrift des Historischen Vereins der Fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden ob dem Wald und nid dem Wald und Zug.
- 61 Otto Sutermeister gab unter dem Titel *Schwizer-Dütsch* ab 1882 bei Orell Füssli in Zürich eine Reihe von Heften mit schweizerdeutscher Mundartliteratur heraus. Die Texte von R. Brandstetter unter dem Pseudonym «Rämmert vom Mösli» befinden sich in Heft 26/27 «Für d'Chinderstube» auf S. 147 ff. «Die Rückkehr zur Mutter», in Heft 31/32 «Aus dem Kanton Luzern» (1885) auf S. 23 ff. «Fürio, Mördio, Hälfio! Es Gschichtli für d'Fasnecht», auf. S 47 «Es Märli für e Winter», auf S. 52 ff. «Wie si de arm, alt Bäri vertränt händ», auf S. 61 ff. «De totng Hanseli», in Heft 49 «Aus dem Kanton Luzern» auf S. 3 ff. «Settigs Bättelpack», auf S. 18 f. «D'Möischerer und de heilige Sant Michel», auf S. 19 ff. «S wyss Betheli».
- 62 An dieser Stelle hätte eingefügt werden sollen: «Mit den Abhandlungen zur indo-nesischen Literaturwissenschaft bin ich der Gründer der all-indonesischen Lite-raturkunde, das darf ich wohl sagen.» Der Satz wurde anschliessend gestrichen.
- 63 Blatt ist nummeriert mit 7dA.
- 64 Vermutlich Müller, Venanz (1874). *Die Sonnenbraut. Südamerikanischer Geschichtsroman*, Einsiedeln et al., Benziger.
- 65 Der folgende Text von «Nach» bis «Freundschaft» befindet sich auf der Rückseite und soll nach B.s Anmerkung hier eingefügt werden.
- 66 Blatt ist nummeriert mit 7d B.
- 67 Die zitierte Stelle befindet sich auf S. 33 des Heftes 10 der Reihe «Wir Menschen der indonesischen Erde» mit dem Titel: «Grundsteine zur all-indonesischen Lite-raturwissenschaft. Zweiter Grundstein: Die Bedeutung der all-indonesischen Lite-raturwissenschaft für Sprachforschung und Völkerpsychologie», Luzern, Haag 1936.
- 68 Blatt ist nummeriert mit 7e.
- 69 Der vorausgehende Satz ist oben an der Seite eingefügt.
- 70 Hier hätte eingefügt werden sollen: (ein Forscher von ebenso weitem Blick wie von umfassender sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Kennt-nissen. Brandstetter). Diese Einfügung ist gestrichen und dazu wird bemerkt: «Diese Partie habe ich weiter hinten eingefügt.» Auch diese Bemerkung ist nach-träglich gestrichen.
- 71 Das Zitat ist etwas verkürzt wiedergegeben aus: Wilhelm, Friedrich (1932), *Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahre 1300*, Bd. 1, 1200–1282, Nr. 1-564, Lahr, Schauenburg. Die «Vorrede» umfasst die Seiten 1–83; das Zitat steht auf S. 14.
- 72 Blatt ist nummeriert mit 7:f.
- 73 Der Titel des Werkes lautet: *Geschichte der indogermanischen Sprachwissen-schaft seit ihrer Begründung durch Franz Bopp*, Strassburg, Trübner, 1917–1936. Wir konnten es nicht konsultieren.

- 74 Evans, M. Blakemore (1920). The Staging of the Donaueschingen Passion Play I, in: *Modern Language Review*, Vol. 15, Nr. 1, p. 65–76. Die Zitate finden sich in der Fussnote 6 S. 65.
- 75 Das Zitat steht im Artikel *Alemannische Mundartliteratur* von Otto von Greyerz im Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, hg. v. P. Merker und W. Stammer. Bd. 1, Berlin, de Gruyter 1925/26, hier S. 13 f.
- 76 Diese «Trilogie» erschien unter dem Titel «Eine Trilogie aus Rechtsleben und Volkspsychologie Alt-Luzerns zur Zeit der Sempacher Schlacht» in drei Teilen im «Geschichtsfreund»: I. Um die Ehre. *Geschichtsfreund* 73 (1918), 1–17; II. Um den Frieden. *Geschichtsfreund* 75 (1920), 1–16; III. Um Treue und Wahrheit. *Geschichtsfreund* 87 (1932), 1–12.
- 77 Gemeint ist das *Schweizerdeutsche Wörterbuch*, das seit 1881 von Friedrich Staub und Ludwig Tobler herausgegeben wurde. Die Episode, auf die Brandstetter hier anspielt, liest sich bei Haas (1981, 74) etwas anders.
- 78 Der Text ab «Meine» bis «heute» befindet sich auf der Rückseite und sollte hier eingefügt werden.
- 79 Blatt ist nummeriert mit 7:g.
- 80 Es war uns nicht möglich, das Zitat zu verifizieren. Die Übersetzung lautet: «Diese Arbeit von Herrn Brandstetter ist bis jetzt das Beste, was über die Frage unserer Lehnwörter geschrieben wurde, und sie ist besonders wertvoll wegen ihrer methodischen Aspekte.»
- 81 Laut H. Bühlmann (1943), Anm. 31 heisst die Zeitschrift *Biblioteca Nacional Filipina*. Im Internet ist sie bei der National Library of Australia als *revista historica* nachgewiesen. Sie scheint nur von 1908 bis 1911 erschienen zu sein.
- 82 Blatt ist nummeriert mit 7:h.
- 83 Der vorausgehende Satz ist als Einschub unten an der Seite notiert.
- 84 Gemeint ist die *Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen* in Batavia (heute Jakarta). Der Artikel über Brandstetter wurde von S. J. Esser (siehe unten Fn. 125) verfasst und erschien 1930 in der *Tijdschrift voor indische Taal-, Land- en Volkenkunde*. Laut H. Bühlmann (1943), Anm. 31 übersetzte Brandstetter den Aufsatz ins Deutsche. Brandstetter selbst verweist auf seine Frau als Übersetzerin.
- 85 Der Artikel erschien unter dem Stichwort *Giava (Java): Lingua, letteratura e teatro* 1933 in der *Enciclopedia Italiana*, vol. 17. Die *Enciclopedia Italiana di Scienze, Lettere ed Arti* erschien von 1929 bis 1939 in Rom beim *Istituto della Enciclopedia Italiana*. Anhänge und Nachträge erscheinen später bei *Treccani*.
- 86 Blatt ist nummeriert mit 7:g.
- 87 *The Journal of the Burma Research Society* erschien von 1911 bis 1977. Wir konnten die Zeitschrift nicht konsultieren.
- 88 Blatt ist nummeriert 7: k A (falsch eingebunden, verso ist vorn, recto hinten).
- 89 Es scheint, dass Brandstetter hier die lobenden Worte von S. 7e falsch abgeschrieben hat; es müsste also heissen: «umfassenden sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Kenntnissen».
- 90 Die vorausgehende Passage von «Zu besonderer» bis «Künstler» ist ein Einschub und befindet sich auf Seite 7vB.
- 91 Die vorausgehende Passage von «Bis heute» bis «trockene Worte» ist ein Einschub, der sich auf der Rückseite befindet.
- 92 Näheres dazu siehe im Artikel von Iwar Werlen in diesem Heft. Franz Bopp (1791–1867) gilt als Begründer der vergleichenden Grammatik des Indogermanischen.

- 93 Blatt ist nummeriert als 7:l.
- 94 Blatt ist nummeriert als 7:m .
- 95 Blatt ist nummeriert als 7:n.
- 96 Laut H. Bühlmann (1943), hier S. 89, erhielt Brandstetter 1913 zusammen mit seinem Vater J. L. Brandstetter die Ehrenbürgerschaft der Stadt Luzern. Daran erinnert ein Porträt in der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern.
- 97 Laut H. Bühlmann (1943), hier S. 93, erhielt R. Brandstetter 1921 den Titel eines Ehrendoktors der Faculté des lettres der Universität Genf. Das Archiv der Universität Genf bestätigt, dass die Faculté des Lettres in ihrer Sitzung vom 2. Mai 1921 auf Vorschlag von Prof. Charles Bally beschloss, R. Brandstetter die Würde eines Ehrendoktors zu verleihen. Die Professoren Oltramare und Bohnenblust unterstützten diesen Vorschlag. Das «Régistre des docteurs honoris causa» registriert R. Brandstetter unter dem Datum vom 27. Mai 1921. Wir danken Dominique Torrione-Vouillouz vom Archiv der Universität Genf für diese Hinweise. Vater J. L. Brandstetter wurde 1903 Ehrendoktor der Universität Bern (laut W. Schnyder [1924]).
- 98 Emil Abegg (1885–1962) war Dozent für Indologie an der Universität Zürich, Wilhelm Bruckner (1870–1952) war Extraordinarius für Germanische Philologie an der Universität Basel; zum Namen Steffen fand sich kein begründeter Bezug.
- 99 Mit *Widmer* ist wohl der weiter unten genannte Leibarzt R. *Widmer* gemeint.
- 100 Blatt ist nummeriert mit 8α.
- 101 Dieser Spitzname ist auch in Id 5, 98 verzeichnet, s. v. *ume-plampe*⁹.
- 102 Blatt ist nummeriert mit 8β.
- 103 Siehe dazu den Beitrag von P. Kamber in diesem Heft.
- 104 Hier wollte Br. einfügen: Die Riviera und die Côte d'Azur waren das zweite Paradies meines Lebens. Nachträglich gestrichen.
- 105 J. Achermann las hier «Soralste»; gemeint ist der antike *Soracte*, heute *Soratte*, 52 km nördlich von Rom gelegen.
- 106 Blatt ist nummeriert mit 8γ.
- 107 Blatt ist nummeriert mit 9α. Das Manuskript ist hier etwas inkonsequent gestaltet.
- 108 Die Fortsetzung findet sich auf der Rückseite von Seite 9α; die Seite ist mit 9β nummeriert.
- 109 Das Säli-Schlössli befindet sich auf einem Hügel in der Nähe von Olten. Es steht an der Stelle einer älteren Burgruine und dient heute als Ausflugsrestaurant.
- 110 Blatt ist nummeriert mit 9γ.
- 111 Blatt ist nummeriert mit 9δ.
- 112 J. Achermann liest «sichen»; beide Formen sind unklar.
- 113 Blatt ist nummeriert mit 9ε.
- 114 Die *Pro Grischun* wurde als Verein im Januar 1937 in Genf gegründet; Präsident war W. A. Liebeskind (1902–1983), der als Rechtshistoriker an der Universität Genf gearbeitet hat. Das Ziel war die Förderung des Verständnisses für die rätoromanische Sprache und Kultur bei den drei anderen Sprachgemeinschaften der Schweiz; deswegen wurden keine rätoromanischen Vereinsmitglieder gesucht. Wir danken Kuno Widmer vom *Dicziunari Rumantsch Grischun (DRG)* in Chur, der diese Informationen aus den Jahresberichten der Pro Grischun zusammengetragen hat. Der Verein scheint nach 1944/45 nicht mehr aktiv gewesen zu sein.
- 115 Blatt ist nummeriert mit 9ζ. Eingefügt oben an der Seite, wohl als Anfang der folgenden Erzählung gedacht, aber bei J. Achermann nicht abgedruckt: «Losid, Lüte-n, und sind so guet und redit-mer nüd drii, so lang as ich brichte. Also:»

- 116 «Mutech» ist ein nicht mehr geläufiges Wort u.a. mit der Bedeutung «heimlicher Vorrat ... an Geld» (Id 4, 575).
- 117 Blatt ist nummeriert mit 9η.
- 118 «Nachtig» ist laut Id 4,575 eine Substantivierung zum Adjektiv «nachtig» im Sinn von «närrisch»; also hier wohl «Narr».
- 119 Blatt ist nummeriert mit 9θ.
- 120 Blatt ist nummeriert mit 9ι.
- 121 «es Föifis lang», laut Id 1,853 «eine kurze Weile»
- 122 «Simeliere» ist «simuliere», aber in der Bedeutung «nachdenken, -sinnen, grübeln» (Id 7,957).
- 123 Blatt ist nummeriert mit 10α.
- 124 Ronkel, Philippus Samuel van (1870–1954), war unter anderem Professor für Malayisch in Leiden (1921–1941) und Autor eines bekannten *Malay Dictionary* (erste Aufl. 1918).
- 125 Esser, Samuel Jonathan (1900–1944).
- 126 Achermann liest «Tabaton». Gemeint ist Cabaton, Antoine (1863–1942). Er war von 1920–1932 Professor für malayische Sprachen an der Ecole des Langues orientales in Paris. Eine kurze Biographie von Denys Lombard findet sich auf http://www.persee.fr/web/revues/home/prescript/article/arch_0044-8613_1983_num_26_1_1841 [besucht am 5.5. 2012].
- 127 Blagden, Charles Otto (1864–1949), übersetzte Brandstetter ins Englische, war u.a. an der SOAS als Lecturer for Malay tätig. Auffällig, dass Brandstetter ihn als gestorben betrachtet, obwohl er damals noch am Leben war.
- 128 Snouk Hurgronje, Christiaan (1857–1936) gilt als wichtiger Islamwissenschaftler. Ab 1906 wirkte er als Professor für arabische Sprache in Leiden.
- 129 José P. Rizal (1861–1896), Arzt und Schriftsteller, ist der grosse Freiheitsheld der Philippinen. Er übersetzte u.a. das Drama Wilhelm Tell von Schiller in das Tagalische. 1896 wurde er von den Spaniern hingerichtet.
- 130 Cecilio Lopez (1898–1976) gilt als Begründer der philippinischen Linguistik.
- 131 Blatt ist nummeriert mit 10β.
- 132 Zu Abegg und Bruckner siehe Fn. 98. Weitere: Prof. Dr. phil. Ramun Vieli (1895–1953), Kantonsschullehrer in Chur; vielleicht Prof. Dr. Robert Röttschi (1889–1964), Kantonsschullehrer in Solothurn; Prof. Dr. Gottfried Bohnenblust (1883–1960), Prof. für Germanistik an der Universität Genf; Prof. Dr. Max Niedermann (1874–1954), Prof. für lateinische Sprache und Literatur sowie Allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Neuchâtel.
- 133 Prof. Dr. Ludwig Suter (1869–1954), Lehrer an der Kantonsschule Luzern.
- 134 Prof. Dr. H. Bühlmann (1886–1968), ursprünglich Jurist, später Lehrer an der Kantonsschule Luzern. Er hat den Nachruf auf R. Brandstetter verfasst, vgl. Bühlmann (1943). Laut den *Erinnerungen* (1969, 33) war Bühlmann 1927 Nachfolger von Brandstetter als Deutschlehrer. [Der Name Brandstetter erscheint dort fälschlicherweise mit {ä}.]
- 135 Blatt ist nummeriert mit 11α.
- 136 Bally, Charles (1865–1947) war einer der Herausgeber des *Cours de linguistique générale* von Ferdinand de Saussure; seine eigenen Arbeiten beschäftigten sich stärker mit Stilistik und allgemeiner Sprachwissenschaft. Er war Nachfolger von Ferdinand de Saussure in Genf und schlug Brandstetter als Ehrendoktor vor.
- 137 Es handelt sich um das heute noch existierende *Comité international permanent des Linguistes* (CIPL).
- 138 Blatt ist nummeriert mit 11β.

139 Blatt ist nummeriert mit 11γ.

140 Blatt ist nummeriert mit 11δ.

141 Durchgestrichen steht am Ende des Textes: «Das ist die Philosophie meiner alten Tage geworden.»

142 Das folgende Blatt trägt den Titel 1933/34. Es wurde beidseitig auf liniertem Briefpapier geschrieben. Das Blatt ist nicht nummeriert.

Persönliche Bemerkungen von Renward Brandstetter in seinen Privatdrucken

(1) Brandstetter, Renward (1920). Architektonische Sprachverwandtschaft in allen Erdteilen. Als Manuskript gedruckt. S. 3–4.

Iwar Werlen

Ein Begleitwort an meine Freunde gerichtet.

Im Sommer 1919 begann ich mein sechzigstes Altersjahr. Ich trat damit in einen Lebensabschnitt ein, der für einen Markstein auf der Erdenwanderung angesehen wird und wo man in die Vergangenheit zurückzublicken pflegt. Das tat ich in jenen Tagen auch, und es stiegen verschiedenartige Bilder vor mir auf.

Ich bin jetzt sechsunddreissig Jahre an der Luzerner Kantonsschule als Sprach- und Literaturlehrer tätig. Von meiner Lehrmethode legte ich mehrere Male vor kompetenten Tribunalen, zuletzt anlässlich der Basler Gymnasialtagung 1918 Rechenschaft ab, und ich fand ungeteilte Zustimmung. Einer meiner Grundsätze war von jeher, die Arbeit der Schüler auf die Schulstunden zu konzentrieren und die Plackerei der Hausaufgaben möglichst fernzuhalten. Für die Interessen der Kollegenschaft wirkte ich als Mitglied des Vorstandes der kantonalen Funktionäre, für das heimatliche Volksschulwesen durch Vorträge am Lehrerseminar, an kantonalen und städtischen Lehrerkonferenzen, für das Luzernervolk durch die Abfassung von Erzählungen und Gedichten in echter Mundart sowie in der Sprache der alten Luzerner Chronisten. Ich erntete nun, was jedem reift, der seinen Pflichten mit Ernst und Strenge nachzukommen trachtet und der auch darüber hinaus noch Gutes schaffen will: Eine Handvoll wohlthuende Anerkennung und daneben ein gerüttelt Mass jener Münze, mit welcher die Welt ihre moralischen Konti zu begleichen pflegt. So wurde mir nicht bloss von einer [gesperrt] Seite gezahlt. Mehr als einmal trat mir der Undank in einer Gestalt entgegen, die kaum mehr menschliche Züge trug. Allein ich errang mir früh die Kraft,

widrigen Erfahrungen gegenüber meine Ruhe zu wahren, und so sehe ich auch dem noch kommenden Undank gelassen entgegen. Uebrigens konnten alle Verunglimpfungen die Freude am Lehren in mir nicht ersticken. – Wenn ich jeweilen der Schule // gegeben, was der Schule gehört, verwandte ich die übrige Zeit für die Forschung. Diese war zwischen Vaterland und Fremde geteilt. In der Fremde, in allen Erdteilen, fand ich für meine wissenschaftlichen Arbeiten herzliche Anerkennung. Dies sage ich stolz erhobenen Hauptes, ich verachte eine feige und heuchlerische Bescheidenheit. Werke von mir wurden ins Englische, ins Spanische, ins Niederländische übersetzt, ins Englische in drei Kontinenten; mitten in den Wirrnissen des Krieges veröffentlichte die hochangesehene Royal Asiatic Society ein Bündel meiner Schriften in englischer Uebertragung. Mein Vaterland sah mich nicht – ich verschmähte es, mich vorzudrängen – es sah nicht, wie ich mich für seine Interessen anstrengte, nicht, wie ich allen Lockungen zum Trotz treu zu ihm hielt, nicht, was meine Kraft ihm hätte bedeuten können; es sah andere und zog sie zu sich heran, auch solche, die nichts für seine Sache getan. Allein dem Vaterlande darf man nicht zürnen, darum weihe ich ihm [gesperrt] das Werk meiner heissesten Anstrengung, an dem ich mich schon seit zwei Jahrzehnten mühe. (Siehe Seite 7!)

Am öffentlichen Leben nahm ich teil in dem Masse, wie es dem Bürger die Pflicht gebietet, und in der reservierten Art und Weise, wie es sich für einen Lehrer schickt. Daneben wagte ich es, meine eigenen Wege zu gehen, in diesem und jenem. Allerdings, wer nicht mit einer Partei läuft, nach dem schauen die Gewalthaber nicht mit Wohlgefallen aus. Allein ich bedarf der Benevolenz der Machtherren nicht, ist ja sonst viel Liebe und Gewogenheit mit mir auf meiner Lebensbahn gewandelt und wandelt noch mit mir. Ich danke hier an meine grundgütigen Eltern, an meine Lebensgefährtin, die mein bester Kamerad ist, an Lehrer, die mir heute noch wie Göttergestalten vorschweben, an treue Freunde und andere edle Seelen.

Diese Gedanken bewegten mich in jenen Tagen, und da verweilte ich doch am längsten beim letzten Bild. Und ich nahm die Arbeit in Angriff, die nun vollendet daliegt. Ich wollte etwas schaffen, das ich meinen Freunden in allen Weltteilen als kleine Dankesgabe in die Hand drücken könnte.

Ich widme also diese Frucht meiner Studien dankbaren Herzens all denen, die mir auf dem Lebenspfad menschenfreundlich begegnet sind, vor allem aber jener, die in ernsten wie in heiteren Stunden mein Alles ist: meiner Frau.

Renward Brandstetter

(2) *Die primitiven Schöpfungen und die Höchstleistung des indonesischen Sprachgeistes. Erst Hälfte. Mit fortlaufenden indogermanischen Parallelen. Luzern, E. Haag 1929 (Wir Menschen der indonesischen Erde VI). S. 30–31*

Eine Abwehr

C. C. Berg hat anlässlich seiner Promotion in Leiden u.a. folgende These aufgestellt. Mit Unrecht haben Kern, v. d. Tuuk und Brandstetter den heutigen Wortschatz des Tagalog und der Bisaya-Sprachen zur Basis ihrer sprachwissenschaftlichen Vergleichen mit andern indonesischen Sprachen genommen (Ten onrechte hebben Kern, v. d. Tuuk en Brandstetter den huidige woordenschat van het Tagalog en de Bisaya-talen tot basis hunner taalkundige vergelijkingen met andere Indonesische talen genomen).

Diese These Bergs ist nicht leicht zu nehmen. Sie richtet sich nicht gegen eine *einzelne* Aufstellung, eine einzelne Untersuchung von uns, sondern sie geht auf etwas *Grundlegendes*, auf unsere *Methode*. Das besagen die Worte: «tot basis genomen.» Daher besteht für uns zweifellos die Pflicht der Stellungnahme. Für die beiden Toten werden, so darf ich annehmen, Näherstehende reden; für mich hab ich folgendes zu sagen:

Ich nehme Bergs Urteil nicht an, weil es ein Ding der Unmöglichkeit ausspricht. Fast alle meine Veröffentlichungen umfassen, wenn auch nicht sämtliche, so doch möglichst viele IN Sprachen. Wie könnte es nun jemand einfallen, bei Untersuchungen dieser Art «den huidige etc.» zur *Basis* zu nehmen? Ein solches Vorgehen wäre ja gleich der Praxis eines Indogermanisten, der für eine Arbeit über die Gesamtheit der IdG Sprachen den heutigen Wortschatz des Dänischen und der Sprachen von Skandinavien zur *Basis* nähme. – Nein, in Wirklichkeit ist die *Gesamtheit* der IN Sprachen

wie das *Objekt*, so auch die *Basis* für die meisten meiner Forschungen.

Ich füge endlich noch bei, dass 1927 und wiederum 1928 ein wissenschaftliches Unternehmen Frankreichs mich eingeladen hat, für dasselbe ein vergleichend-etymologisches IN Wörterbuch zu verfassen. Das heisst, es hat ein Kreis von *kompetenten* Persönlichkeiten das *wichtigste* Werk, das zur IN Sprachforschung geschaffen werden kann, in meine Hände gelegt. Da muss es mit meiner Methode nicht so schwach bestellt sein, wie Berg es haben will. – Ich konnte leider diese Einladung nicht annehmen, da ich meine Zeit für die Vollen- dung meines Lebenswerkes «Wir Menschen der Indonesischen Erde» sowie für meine Verpflichtungen gegenüber der Enciclopedia Italiana brauche. Uebri-//gens will ich daran erinnern, dass das Werk «Wir Menschen etc.» zugleich ein gedräng- tes etymologisches Lexikon der IN Wörter mit psychischem Gehalt darstellt.

Rom und Luzern

R. Br.

(3) Die indonesische und die indogermanische Volksseele. Eine Parallele auf Grund sprachlicher Forschung. Luzern, Haag 1921 (Wir Menschen der indonesischen Erde I). S. 3 [einleitender Text zur Reihe «Wir Menschen der indonesischen Erde»].

Wir Menschen der indonesischen Erde [alles gesperrt], denen die Sonne das Antlitz gebräunt hat, treten vor euch, ihr Menschen mit dem weissen Leibesbild, um unser Wort mit euch zu reden. Es war eine Zeit, da ihr alle, ein paar kraftlos verhal- lende Stimmen ausgenommen, glaubtet, dass die Natur euch ein edleres Menschentum gegönnt habe als uns. Und auch jetzt noch gib't's der Rufer, die das meinen und verkünden, viele unter euch. Diesen vielen gilt vornehmlich unser Wort. Wir richten also vor euch den Beweis auf, dass unsere Seele des gleichen Wesens und des nämlichen Wertes ist wie die euere und dass somit die Natur uns ein ebenso hoch ragendes Men- schentum zugesprochen hat wie euch. Und wenn euch allen diese Ueberzeugung geworden ist, so wird aus ihr ein Zweites machtvoll hervorleuchten, die Einsicht nämlich, dass nur ein [gesperrt] Band dankbar ist, uns an euch zu knüpfen: die gol-

dene Kette der Brüderlichkeit. Ja, Brüder können und müssen wir einander sein, Brüder gleicher Würde und gleichen Rechts. Brüderlich wollen wir zusammen wandeln über die schöne indonesische Erde, die Raum genug für euch und für uns hat; und Ehrfurcht vor Gesetzlichkeit und Sittengebot und Abscheu vor jeglicher Gewalttat soll jeden unserer und eurer Schritte lenken.

Dieses unser Wort reden wir zu euch durch den Mund eines Mannes, dessen heissester Wunsch es ist, auch etwas beizutragen, und wär's nur ein Sandkorn, zur Erbauung des hehren Weihthums der Rassen- und Völkerverständigung.

(4) Das Sprechen und die Sprache im Spiegel der indonesischen Idiome und Literaturen. Luzern, Haag (1931). (Wir Menschen der indonesischen Erde, 7). S. 35

Anlässlich meines siebenzigsten Geburtstages hat mir die Kgl. Batavische Gesellschaft für Künste und Wissenschaften in ihrer Zeitschrift einen festlichen Artikel gewidmet, verfasst von Dr. S. J. Esser. Dafür sage ich der Gesellschaft und dem Verfasser meinen herzlichsten Dank. Sie haben mir die allergrösste Freude bereitet. Diese hochsinnige Anerkennung meines Strebens und Wirkens ist für mich der kräftigste Impuls, unentwegt weiter zu arbeiten auf dem herrlichen IN Forschungsfeld.

Renward Brandstetter.

(5) Die Kunst der Erzählens bei den Dayaken. Eine sprachwissenschaftliche, literaturkundliche und völkerpsychologische Untersuchung auf vergleichender Grundlage mit einem Vorwort. Überreicht vom Verfasser. [ohne Ort, ohne Jahr]. S. 3–5.

In diesen Tagen erfüllte sich mein siebenzigstes Altersjahr. Da liess ich meine Geschicke am geistigen Auge vorüberziehen. Wie jedem Erdenkind, so war auch mir Lust und Schmerz zugesprochen. Manchmal fasste das Leid mit rauher Hand mich an, aber meist wirkte es auf die Letzt segensbringend. Denn ob dem Ringen mit ihm schärfte sich mein von Natur matter Blick in die Welt und in das Leben, und es wuchs mein ursprünglich schwaches Selbstgefühl zu einem starken, einem stolzen aus. Das grosse Gut der leiblichen Robustheit konnte

ich mir trotz aller Anstrengung nicht erkämpfen. – Von meinen Daseinsfreuden schätze ich drei am höchsten:

Es wurden mir grundgütige Eltern beschert und eine liebe Gattin, die mit vollem Verständnis meinen Arbeiten folgt und mir manchen kostbaren Rat weiss. Und noch viele andere treffliche und treue Persönlichkeiten gehen an meiner Seite oder sind einst gegangen. –

Ich bin zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit gelangt. Ist auch unser Wohlstand nur ein bescheidener, so verstehen wir dafür die Kunst, die Lebenshaltung mit dem, was uns zu Gebote steht, in Einklang zu bringen. –

Durch eine glückliche, ans Wunderbare grenzende Fügung wurde mir vergönnt, an der indonesischen Forschung teilzunehmen. Nachdem mich Misteli in die allgemeine und in die indogermanische Linguistik eingeführt hatte, weihte mich Niemann in die indonesischen Mysterien ein. Beider Meister gedenke ich heute noch ehrfurchterfüllt. Der Entwicklung der indogermanischen Wissenschaft folge ich stets mit aller Gewissenhaftigkeit; denn, wenn ein Vertreter der indonesischen Forschung zugleich auch die lichten Weiten der Indogermanistik überblickt, und so sein Auge übt und schärft, so werden seine Einsichten in die Probleme, die er zu lösen hat, klarer, tiefer, sicherer sein, als wenn er nie aus der Enge der indonesischen Werkstatt herauschaut. Mit gleichem Ernst wie in die Sprachen habe ich mich auch in die Literaturen von Insulinde hineingearbeitet; Sprachforschung ohne damit Hand in Hand gehende Vertiefung in die nationalen Dichtungen ist ein einseitiger Betrieb, der einen wirklich wissenschaftlichen Geist nicht befriedigen kann. Die indonesische Sprach-, Literatur- und Seelenkunde gilt mir aber nicht bloss als wissenschaftliche Beschäftigung, sie ist mir ein Mitschaffen an dem hehren Streben, das die Völker des Erdkreises zu gegenseitigem Verständnis und Wohlwollen // erziehen und dem Siegeszug der Weltgerechtigkeit die Wege ebnen will. Wenn mir auch die Interessen der Gesamtmenschheit das Herz am meisten bewegen, so erstarb damit mein Pflichtgefühl dem Staate gegenüber nicht. Freilich gegen den Parteizwang – nicht nur den politischen – bäumt sich mein Innerstes auf, und Parteihafter ist mir ein Ekel. –

Wie sich die Anerkennungen für meine Veröffentlichungen mehrten, so war mir oft, als mahne mich ein Stimme: «Widme

deine Kraft ungeteilt der indonesischen Arbeit! Du hast dein Lehramt an der Luzerner Kantonsschule lange Zeit in Treue verwaltet; du darfst mit gutem Gewissen zurücktreten.» Und als ich ausersehen wurde, das wichtigste Werk, das zur indonesischen Sprachforschung geschaffen werden kann, ins Leben zu rufen, da gehorchte ich jener Stimme.

Und wir wanderten dorthin, wo Lüfte wehen, gemahnend an den Hauch jener Lande, über denen die Huld der Dewata Muliya Raya waltet. Da entzücken uns die Geheimnisse des Meeres und die Wunder der Pflanzenwelt. Der liebevolle Verkehr mit den Kindern der Flora ist überhaupt meine wohlrigste Erholung. Zu den Schöpfungen der Architektur reisst es mich mit Leidenschaft hin. Das liegt im Blut, denn meine vor dreihundert Jahren aus dem nie vergessenen Salzburg gekommene Urahn gehörte der Innung der Baumeister an. Meine Gattin erfreut sich mehr an den Kunstwerken der Farbe. Gerne lesen wir auch, auf einer ragenden Klippe oder in einem heiligen Haine lagernd, ein edles Buch; immer wieder greifen wir zur Odyssee, aber auch ein gediegener Roman, der aus dem Leben und Streben der Gegenwart schöpft, vermag uns zu fesseln. In frühern Jahren las ich mit grossem Eifer Bücher zur Weltweisheit, Schriften der verschiedensten Richtungen. Ein würdiger Lehrer hatte uns Jungen ins Herz geredet, es sei eine hohe Pflicht des Menschen, sich zu einer festen philosophischen Ueberzeugung durchzuringen. Dieses Wort nahm ich blutig ernst: Ich las und sann und rang. Aber keine Lehrmeinung vermochte mich zu überzeugen. Und auf die Frage, die mich am meisten beunruhigte, auf die Frage nämlich, wie es zu fassen sei, dass in der Natur neben einer zur Ehrfurcht zwingenden Vernunft, neben einer Entzücken schaffenden Schönheit eine Grauen und Abscheu weckende Brutalität herrscht, fand ich nirgends eine Antwort. Da glaubte ich mich jener Pflicht entbunden, ich liess vom Sinnieren ab und widmete meine Zeit ausschliesslich fruchtbringender Tätigkeit. //

So köstlich für uns der mildere Himmelsstrich auch ist, so zieht es uns doch Jahr für Jahr wieder dorthin, wo Liebe und Freundschaft sich auf unsere Rückkehr freuen und wo unsere teuren Toten ruhn.

Aber, ob der Süden uns lockt, ob der Norden uns ruft, immer sind die meisten Stunden des Tages der Arbeit gewidmet, der beglückenden Arbeit.

Es trifft sich aber, dass mir gerade jetzt eine Abhandlung über die Kunst des Erzählens bei den Dayaken zur Reife gediehen ist. Ich überreiche sie als Zeichen herzlichen Dankes allen denen, die meine Eigenart respektieren und meinem Wirken warme Teilnahme entgegenbringen.

Im Sommer 1930.

Renward Brandstetter.

(6) Beilage zu Renward Brandstetters Monographien zur indonesischen Sprachforschung. [Liegt dem Band «Gemeinindonesisch und Urindonesisch» Luzern, Haag 1911 (Renward Brandstetters Monographien zur indonesischen Sprachforschung 8) bei; ebenso «Wurzel und Wort in den Indonesischen Sprachen», Luzern, Haag 1910.]

[Der Text ist eine Auseinandersetzung mit der Kritik von K. Wulff. Sie schliesst: «Der Beweis ist erbracht, dass Wulff die Qualifikation, in Sachen der indonesischen Sprachforschung des Richteramtes zu walten, nicht zugesprochen werden kann».]

Anhang

Bibliographie der Werke Renward Brandstetters

Schweizerdeutsche Sprache und Volkskunde

- Brandstetter, Renward (1882), «Ein brieff» (Bericht über die Feier des 25-jährigen Bestehens der Mittelalterlichen Sammlung in Basel; in der alt-luzernischen Sprache abgefasst), *Vaterland*.
- (1883), *Die Zischlaute der Mundart von Bero-Münster. Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde an der Universität Basel*, Einsiedeln: Benziger.
- (1883), «Zur Technik der Luzerner Osterspiele», in: *Allgemeine Schweizer Zeitung*, S. 291–295.
- (1884), «Das Ebingersche Vocabularius 1438, I. Teil», in: *Archiv für das Studium der neuern Sprachen* 72, S. 427–432.
- (1885), «Ablassbrief zugunsten der Teilnehmer an den Luzerner Osterspielen 1597 (Gesuch um Gewährung eines Ablasses)», in: *Katholische Schweizerblätter für Wissenschaft, Kunst und Leben* Neue Folge 1, S. 204.
- (1885), «Das Ebingersche Vocabularius 1438, II. Teil», in: *Archiv für das Studium der neuern Sprachen* 73, S. 99–105.
- (1885), «Das Luzerner Fastnachtsspiel vom Jahre 1592», in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 17, S. 347–365.
- (1885), «Die Figur (= der Akt) der Hochzeit zu Kana in den Luzerner Osterspielen», in: *Alemannia* 13, S. 241–262.
- (1885), «Die Luzerner Bühnenrodel, I. Teil», in: *Germania* 30, S. 205–210; S. 325–350.
- (1885), «Die Technik der Luzerner Heiligenspiele. Die Kreuzerfindung von 1575», in: *Archiv für das Studium der neuern Sprachen* 74, S. 69–82.
- (1885), «Musik und Gesang bei den Luzerner Osterspielen», in: *Geschichtsfreund* 40, S. 145–168.
- (1885), «Ueber Luzerner Fastnachtsspiele», in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 17, S. 421–431.
- (1886), «Blasphemiae accusatae, aus den Luzerner Ratsprotokollen von 1381–1420», in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 30, S. 399–414.

- (1886), «Das angesehenste Luzerner Kirchenlied», in: Paul u. Braune (ed.), *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, S. 198–203.
- (1886), «Der Vocabularius Beronensis», in: *Geschichtsfreund* 41, S. 173–186.
- (1886), «Die Luzerner Bühnenrodel, II. Teil», in: *Germania* 31, S. 249–272.
- (1886), «Die Regenz bei den Luzerner Osterspielen», Beilage zum Jahresbericht der kantonalen höheren Lehranstalten für das Schuljahr 1885, Luzern.
- (1886), «Die Technik der Luzerner Heiligenspiele. Das Spiel von 1549», in: *Archiv für das Studium der neuern Sprachen* 75, S. 383–418.
- (1886), «Glossen des 14. Jahrhunderts aus Beromünster», in: *Archiv für das Studium der neuern Sprachen* 75, S. 478.
- (1886), «Zu den Luzerner Dorfspielen (im 18. Jahrhundert)», in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 18, S. 459–477.
- (1887), «Renward Cysats Vocabularius», in: *Geschichtsfreund* 42, S. 266–270.
- (1890), «Prolegomena zu einer urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart», in: *Geschichtsfreund* 45, S. 201–284.
- (1891), «Die Rezeption der neuhochdeutschen Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern 1600–1830», in: *Geschichtsfreund* 46, S. 193–282.
- (1892), «Die Luzerner Kanzleisprache 1250–1600. Ein gedrängter Abriss mit spezieller Hervorhebung des methodologischen Momentes», in: *Geschichtsfreund* 47, S. 225–318.
- (1892), «Wie man im alten Luzern sprach und schrieb 1200–1800, Mundart, Schriftsprache, Kenntnis fremder Sprachen, Rotwelsch», in: *Vaterland*, S. 211–13.
- (1893), «Die Aufführung eines Luzerner Osterspiels im 16./17. Jahrhundert. Zum Teil nach originalen Quellen», in: *Geschichtsfreund* 48, S. 277–336.
- (1900), «Drei Abhandlungen über das Lehnwort. I. Das Lehnwort in der Luzerner Mundart. II. Das Lehnwort in der bugischen Sprache. III. Die Lehnwörter, welche der Luzerner Mundart und der bugischen Sprache gemeinsam angehören», in: *Jahresbericht über die Höhere Lehranstalt in Luzern für das Schuljahr 1899/1900*, Luzern: Buchdruckerei Räber & Cie., S. 4–70.

-
- (1902), «Die Mundart in der alten Luzerner Dramatik. Ein Beitrag zur Methodik der mundartlichen Forschung», in: *Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten* 3, S. 1–26.
 - (1904), «Der Genitiv der Luzerner Mundart in Gegenwart und Vergangenheit», in: *Abhandlungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich* 10, Zürich: Zürcher u. Furrer.
 - (1904), «Die altschweizerische und speziell luzernische Dramatik als Quelle für volkskundliche Forschungen. Ein Vortrag», in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 8, S. 24–36.
 - (1905), *Das schweizerdeutsche Lehngut im Romontschen*, Luzern: J. Eisenring.
 - (1909), «Die Wuotansage im alten Luzern», in: *Geschichtsfreund* 62, S. 1–17.
 - (1909), *Renward Cysat, 1545–1614, der Begründer der schweizerischen Volkskunde*, Luzern: E. Haag.
 - (1916), «Die Katze im Schweizerdeutschen und im Indonesischen. Eine sprachwissenschaftliche und volkskundliche Parallele», in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 20, S. 1–6.
 - (1917), «Die Hirse im Kanton Luzern: auf vergleichender Grundlage dargestellt», in: *Geschichtsfreund* 72, S. 69–109.
 - (1918), «Eine Trilogie aus Rechtsleben und Volkspsychologie Alt-Luzerns zur Zeit der Sempacher Schlacht. I. Um die Ehre», in: *Geschichtsfreund* 73, S. 1–17.
 - (1919), «Ein Bild aus dem sozialen Leben Alt-Luzerns zur Zeit der Sempacher Schlacht. Ein Vortrag», in: *Korrespondenzblatt des Verbandes der Beamten und Angestellten des Kantons Luzern* 5, S. 1–5.
 - (1920), «Eine Trilogie aus Rechtsleben und Volkspsychologie Alt-Luzerns zur Zeit der Sempacher Schlacht. II. Um den Frieden», in: *Geschichtsfreund* 75, S. 1–16.
 - (1932), «Eine Trilogie aus Rechtsleben und Volkspsychologie Alt-Luzerns zur Zeit der Sempacher Schlacht. III. Um Treue und Wahrheit», in: *Geschichtsfreund* 87, S. 1–12.
 - (1980 [1885; 1888; 1889; 1890]), *D Möischerer und de heilig Sant Michel*. Edited by Walter Haas, with illustrations by Paul Nussbaumer, *Luzerner Poeten* 2, Hitzkirch: Comenius.

Austronesische Forschungen

- (1885), «Der Animismus bei den Völkern des indischen Archipels», in: *Allgemeine Schweizer Zeitung* 164, 165.
- (1885–1886), «Bildung und Schule in Niederländisch Indien. III. Aufsatz: Tjahaja Sijang, eine malayische Zeitschrift für Schule und sonstige Volksbildung», in: *Praxis der schweizerischen Volks- und Mittelschule*, S. 218–223 (1885); S. 50–55, S. 2–4; SS. 26 (1886).
- (1886), «Holländische Forschungen über die religiösen Anschauungen und Gebräuche im indischen Archipel», in: *Katholische Schweizer Blätter*, S. 26–31.
- (1887a), «Aus den neuesten niederländischen Forschungen über Insulinde. Rechtsanschauungen und Rechtsinstitutionen auf den Inseln um die Bandasee», in: *Katholische Schweizer Blätter*, S. 148–156.
- (1887b), «Bildung und Schule in Niederländisch Indien. V. Aufsatz: Ein älteres malayisches Rechenheft», in: *Praxis der schweizerischen Volks- und Mittelschule* 7, S. 86–90.
- (1887c), «Malayische Studien (über die Präpositionen)», in: *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 17, S. 186–214.
- (1887d), «Spiritismus bei den Völkern der malayischen Rasse (Aus den Beiträgen des Indischen Institutes im Haag)», in: *Katholische Schweizer Blätter*, S. 658–662.
- (1891a), «Charakterisierung der Epik der Malaien. Originaluntersuchung», Luzern: Buchdruckerei Gebrüder Räber.
- (1893a), «Der Natursinn in den älteren Litteraturwerken der Malaien», Luzern: Verlag der Buchhandlung Geschw. Doleschal (Malaio-Polynesische Forschungen I).
- (1893c), «Die Beziehung des Malagasy zum Malaiischen», in: *Festschrift zur Eröffnung des neuen Kantonsschulgebäudes in Luzern*, Luzern: Buchdruckerei Räber & Cie. (Malaio-Polynesische Forschungen II), S. 65–107.
- (1894), «Die Geschichte von Hang Tuwah. Ein älterer malaiischer Sittenroman ins Deutsche übersetzt», Luzern: Verlag der Buchhandlung Geschw. Doleschal (Malaio-Polynesische Forschungen III).
- (1895), «Die Geschichte von König Indjilai. Eine bugische Erzählung ins Deutsche übersetzt. Zugleich ein Hilfsmittel für das Studium der bugischen Sprache», Luzern: Verlag

- der Buchhandlung Geschw. Doleschal (Malaio-Polynesische Forschungen IV).
- (1896), «Die Gründung von Wadjo (Paupau Rikadong). Eine historische Sage aus Südwest-Selebes ins Deutsche übertragen», Luzern: Verlag der Buchhandlung Geschw. Doleschal (Malaio-Polynesische Forschungen V).
 - (1898), «Die Geschichte von Djalankara. Ein makassarischer Roman in deutscher Sprache nacherzählt», Luzern: Verlag der Buchhandlung Geschw. Doleschal (Malaio-Polynesische Forschungen. Zweite Reihe. I).
 - (1902), «Tagalen und Madagassen. Eine sprachvergleichende Darstellung als Orientierung für Ethnographen und Sprachforscher», Luzern: Verlag der Buchhandlung Geschw. Doleschal (Malaio-Polynesische Forschungen. Zweite Reihe. II).
 - (1903), «Auslaut und Anlaut im Indogermanischen und Malaio-polynesischen», in: Otto von Böthlingk (ed.), *Album-Kern: opstellen geschreven ter ere van Dr. H. Kern, hem aangeboden door vrienden en leerlingen op zijn zeventigsten verjardag den VI. April 1903*, Leiden: E.J. Brill, S. 349–351.
 - (1906a), «Die Stellung der minahassischen Idiome zu den übrigen Sprachen von Celebes einerseits und zu den Sprachen der Philippinen andererseits», in: Fritz Sarasin, Paul Sarasin (eds.), *Materialien zur Naturgeschichte der Insel Celebes* 5. Band, 2. Teil, Wiesbaden: Kreidel, S. 34–38.
 - (1906b), «Ein Prodromus zu einem vergleichenden Wörterbuch der malaio-polynesischen Sprachen für Sprachforscher und Ethnographen», Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Malaio-Polynesische Forschungen. Zweite Reihe. III).
 - (1908), «Die Sprache der Liebe in der makassarischen Lyrik: eine sprachpsychologische Untersuchung auf sprachvergleichender Grundlage», in: Société de Linguistique de Paris (ed.), *Mélanges de linguistique offerts à M. Ferdinand de Saussure*, Collection linguistique publiée par la Société de Linguistique de Paris 2, Paris: Librairie Ancienne Honoré Champion, S. 31–39.
 - (1908b), «Mata-Hari oder Wanderungen eines indonesischen Sprachforschers durch die drei Reiche der Natur», Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Malaio-Polynesische Forschungen. Zweite Reihe. IV).

- (1910), «Wurzel und Wort in den Indonesischen Sprachen», Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Monographien zur indonesischen Sprachforschung VI).
- (1911a), «An einen meiner Kritiker». Beilage zu Renward Brandstetters Monographien zur indonesischen Sprachforschung, Luzern: Kommissionsverlag von E. Haag.
- (1911b), «Sprachvergleichendes Charakterbild eines Indonesischen Idiomes», Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Monographien zur indonesischen Sprachforschung VII).
- (1911c), «Gemeinindonesisch und Urindonesisch», Luzern: Kommissionsverlag von E. Haag (Monographien zur indonesischen Sprachforschung VIII).
- (1912), «Das Verbum. Dargestellt auf Grund einer Analyse der besten Texte in vierundzwanzig indonesischen Sprachen», Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Monographien zur indonesischen Sprachforschung IX).
- (1913), «Der Artikel des Indonesischen verglichen mit dem des Indogermanischen», Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Monographien zur indonesischen Sprachforschung X).
- (1914), «Indonesisch und Indogermanisch im Satzbau», Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Monographien zur indonesischen Sprachforschung XI).
- (1915), «Die Lauterscheinungen», Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Monographien zur indonesischen Sprachforschung XII).
- (1916a), An Introduction to Indonesian Linguistics, being four Essays by Renward Brandstetter, translated by C.O. Blagden, *Asiatic Society Monographs* 15, London: The Royal Asiatic Society.
- (1916b), «Die Katze im Schweizerdeutschen und im Indonesischen. Eine sprachwissenschaftliche und volkskundliche Parallele», in: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 20, S. 1–6.
- (1917b), «Die Reduplikation in den indianischen, indonesischen und indogermanischen Sprachen», in: *Jahresbericht der kant. Höheren Lehranstalten und der Fortbildungsschule für technisches Zeichnen in Luzern für das Schuljahr 1916/17*, Luzern.

- (1920), *Architektonische Sprachverwandtschaft in allen Erdteilen*. Mit einem Begleitwort (Dankesgabe an die Freunde anlässlich des 60. Geburtstages), Luzern
- (1921), *Die indonesische und die indogermanische Volksseele. Eine Parallele auf Grund sprachlicher Forschung*, Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Wir Menschen der indonesischen Erde I).
- (1922), *Der Sinn für das Wahre, Gute und Schöne in der indonesischen Volksseele. Eine Untersuchung auf Grund der indonesischen Sprachen und Volksdichtungen. Mit einer indonesisch-indogermanischen Parallele als Anhang*, Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Wir Menschen der indonesischen Erde II).
- (1923), *Der Intellekt der indonesischen Rasse. Mit indogermanischen Parallelen aus Philosophie und Sprachwissenschaft*, Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Wir Menschen der indonesischen Erde III).
- (1924), «Lateinisch animus und makassarisch pamaïq. Eine sprachwissenschaftliche und völkerpsychologische Parallele», in: «*Antidoron*»: *Festschrift J. Wackernagel zur Vollendung des 70. Lebensjahres am 11. Dezember 1923*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 41–44.
- (1925), *Die indonesischen Termini der schönen Künste und der künstlerisch verklärten Lebensführung. Mit einem Anhang von indogermanischen Parallelen*, Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Wir Menschen der indonesischen Erde IV).
- (1927), *Das Herz des Indonesiers*, Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Wir Menschen der indonesischen Erde V).
- (1928), «Die Hymnen der dajakischen Tiwah-Feier», in: W. Koppers (ed.), *Festschrift. Publication d'hommage offerte au P. W. Schmidt: 76 sprachwissenschaftliche, ethnologische, religionswissenschaftliche, prähistorische und andere Studien. Recueil de 76 études de linguistique, d'ethnologie, de science religieuse, de préhistoire et d'autres*, Wien: «Anthropos»-Verlag, S. 189–192.
- (1929a), Blitz und Donner in den indonesischen Sprachen und Literaturen, *Donum natalicium J. Schrijnen: Verzameling van opstellen*, Chartres: Durand, S. 168–171.
- (1929b), *Die primitiven Schöpfungen und die Höchstleistung des indonesischen Sprachgeistes. Erste Hälfte. Mit*

fortlaufenden indogermanischen Parallelen, Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Wir Menschen der indonesischen Erde VI).

- (1929c), Ein makassarisches Drama. *Feestbundel uitgegeven door het Koninklijk Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen bij gelegenheid van zijn 150jarig bestaan 1778–1928*, Weltevreden: G. Kolff & Co., S. 49–52.
- (1930), *Die Kunst des Erzählens bei den Dayaken: Eine sprachwissenschaftliche, literaturkundliche und völkerpsychologische Untersuchung auf vergleichender Grundlage*, Luzern.
- (1931), *Das Sprechen und die Sprache im Spiegel der indonesischen Idiome und Literaturen*, Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Wir Menschen der indonesischen Erde VII).
- (1933), *Die primitiven Schöpfungen und die Höchstleistung des indonesischen Sprachgeistes. Zweite Hälfte: Das Abstraktum in den indonesischen Sprachen*. Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Wir Menschen der indonesischen Erde VIII).
- (1934a), *Grundsteine zur all-indonesischen Literaturwissenschaft. Erster Grundstein: Die Kleindichtung der indonesischen Völker. Sprache, Komposition, Metrik, Gattungen und Arten*, Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Wir Menschen der indonesischen Erde IX).
- (1934b), Nachtrag zu «Die Kleindichtung der indonesischen Völker», Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag.
- (1934c), Madagaskar, Lingua, *Enciclopedia Italiana di Scienze, Lettere ed Arti*, S. 834.
- (1934d), Makassar, La Lingua e la Letteratura Makassar, *Enciclopedia Italiana di Scienze, Lettere ed Arti*, S. 976–977.
- (1934e), Maleo-Polinesische, Lingue, *Enciclopedia Italiana di Scienze, Lettere ed Arti*, S. 6–10.
- (1934f), Malesi, Lingua e Letteratura, *Enciclopedia Italiana di Scienze, Lettere ed Arti*, S. 12–14.
- (1936), *Grundsteine zur all-indonesischen Literaturwissenschaft. Zweiter Grundstein: Die Bedeutung der all-indonesischen Literaturwissenschaft für Sprachforschung und Völkerpsychologie*, Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Wir Menschen der indonesischen Erde X).

-
- (1937), Die Verwandtschaft des Indonesischen mit dem Indogermanischen, Luzern: Verlag der Buchhandlung E. Haag (Wir Menschen der indonesischen Erde XI).
 - (1956), Bahasa Indonesia Umum dan Bahasa Indonesia Purba. Lampiran «Jahresbericht der Kantonsschule Luzern» 1911, Laporan Panitia E. Haag, Luzern. Diterjemahkan oleh Sjaikat Djajadiningrat, Djakarta: Pustaka Rakjat.
 - (1957), Akar kata dan kata dalam Bahasa Indonesia. Dari buku «An introduction to Indonesian linguistics [sic] diterjemahkan oleh Sjaikat Djajadiningrat». Monografi I: Root and word in the Indonesian languages, 1910, Djakarta: Pustaka Rakjat.
 - (1957), Hal bunji dalam Bahasa Indonesia. Dari buku «An introduction to Indonesian linguistics [sic] diterjemahkan oleh Sjaikat Djajadiningrat». Monografi IV: Phonetic phenomena in the Indonesian languages, Djakarta: Pustaka Rakjat.
 - (1957), Katakerdja dalam bahasa-bahasa Indonesia: gambaran berdasarkan analisa tentang teks-teks jang paling baik dalam duapuluh empat bahasa, Djakarta: Pustaka Rakjat.
 - (1992 [1940]), Wir Menschen der indonesischen Erde XII. Ein Muster für all-indonesische Sprachvergleichung. Mit indogermanischen Parallelen. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Wolfgang Marschall. *Arbeitsblätter des Instituts für Ethnologie der Universität Bern* 4, Bern: Institut für Ethnologie der Universität Bern.

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften: eine Institution im Zentrum eines weitläufigen Netzes

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) vereinigt als Dachorganisation rund 60 wissenschaftliche Fachgesellschaften. Sei es in der Literatur oder der Theologie, in den Kommunikations- oder den politischen Wissenschaften, ihre Mitgliedergesellschaften repräsentieren eine Vielfalt von Disziplinen. Gesamthaft gesehen sind nicht weniger als 30 000 Personen als Mitglied einer Fachgesellschaft mit der SAGW verbunden und bilden somit das grösste Netz in den Geistes- und Sozialwissenschaften unseres Landes.

Forschungsförderung, internationale Zusammenarbeit sowie Förderung des akademischen Nachwuchses – dies sind schon seit ihrer Gründung im Jahre 1946 die Hauptanliegen der SAGW, und in letzter Zeit hat sich ihr Betätigungsfeld noch erweitert. Die Akademie ist eine vom Bund anerkannte Institution zur Forschungsförderung; sie engagiert sich in drei zentralen Bereichen für die Geistes- und Sozialwissenschaften:

Vernetzung

Die SAGW dient als Plattform zur Verwirklichung von Gemeinschaftsprojekten sowie für die Verbreitung von Forschungsergebnissen innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Auch ihrer Rolle als «Vermittlerin» zwischen den Disziplinen kommt grosse Wichtigkeit zu.

Förderung

Die SAGW stellt einen Grossteil ihres Budgets für die Förderung der Aktivitäten der Geistes- und Sozialwissenschaften in unserem Land zur Verfügung. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten verfolgt sie eine Subventionspolitik, in deren Zentrum die Förderung des akademischen Nachwuchses sowie der Frauen in der Forschung steht.

Kommunikation

Die SAGW organisiert regelmässig öffentliche Tagungen sowie Podiumsgespräche zu aktuellen Themen. Sie hebt damit den Beitrag ihrer Disziplinen zur Analyse wichtiger gesellschaftlicher Probleme hervor und fördert den Dialog mit Politik und Wirtschaft.

Kontakt

Schweizerische Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften
Hirschengraben 11
Postfach 8160
3001 Bern
Tel. ++41 31 313 14 40
Fax ++41 31 313 14 50
E-Mail: sagw@sagw.ch
www.sagw.ch

L'Académie suisse des sciences humaines et sociales: une institution au cœur d'un vaste réseau

L'Académie suisse des sciences humaines et sociales (ASSH) est une association faîtière qui regroupe environ 60 sociétés savantes. De la littérature à la théologie, en passant par les sciences de la communication ou les sciences politiques, les sociétés membres représentent un large éventail de disciplines. En tout, ce ne sont pas moins de 30 000 personnes qui, en tant que membres d'une société savante, sont rattachées à l'ASSH. De quoi alimenter le plus vaste réseau en sciences humaines et sociales de Suisse.

Promotion de la recherche, collaboration internationale et encouragement de la relève: tels étaient les objectifs de l'ASSH, lors de sa fondation en 1946. Ils ont gardé toute leur importance, mais avec le temps, le spectre des activités s'est élargi. L'ASSH est une institution d'encouragement à la recherche reconnue par la Confédération; son engagement en faveur des sciences humaines et sociales se définit selon trois grands axes:

Coordonner

L'ASSH fonctionne comme plate-forme pour la mise sur pied de projets communs et la diffusion de travaux à l'intérieur de la communauté des chercheurs. A une époque où les disciplines ont souvent tendance à s'atomiser, ce rôle «rassembleur» est essentiel à la cohésion des disciplines qu'elle représente.

Encourager

L'ASSH consacre une grande partie de son budget à l'encouragement des activités qui font vivre les sciences humaines et sociales en Suisse et se pourfend d'une politique de soutien axée sur la relève et la présence des femmes dans le milieu académique.

Communiquer

L'ASSH organise régulièrement des rencontres publiques et des tables rondes sur des thèmes d'actualité. Elle met ainsi en évidence la contribution de ses disciplines à l'analyse de phénomènes emblématiques de notre société et permet le dialogue avec les milieux politiques et économiques.

Adresse de contact

Académie suisse
des sciences humaines et sociales
Hirschengraben 11
Case postale 8160
3001 Berne
Tél. ++41 31 313 14 40
Fax ++41 31 313 14 50
E-Mail: sagw@sagw.ch
www.assh.ch

**Aus der Reihe «Sprachen und Kulturen»
Dans la série «Langues et cultures»**

Bisher erschienen/Numéros parus:

I segni dell'altro. Interferenze, prestiti e calchi nei dialetti della Svizzera italiana (Heft 4)

Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Eigenverlag, Bern, 2012

Rätoromanische Volkslieder aus der mündlichen Tradition (Heft 3)

Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Eigenverlag, Bern, 2011

Von der Deklaration zur Umsetzung – Schutz und Förderung der kulturellen Vielfalt in der Schweiz

De la déclaration à la mise en œuvre – protéger et promouvoir la diversité culturelle en Suisse

Akten der Frühjahrestagung vom 25. Januar 2011 in Zürich, Eigenverlag, Bern 2011

Les patois valaisans (Heft 2)

Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Eigenverlag, Bern, 2010

Mehrsprachigkeit in Wissensproduktion und Wissenstransfer – Les enjeux du plurilinguisme pour la construction et la circulation des savoirs

Tagung vom 12./13. November 2009 in Bern, Eigenverlag, Bern 2010

Freiburgerdeutsch/Senslerdeutsch (Heft 1)

Publikation im Rahmen der Nationalen Wörterbücher und des Schwerpunktes «Sprachen und Kulturen», Eigenverlag, Bern, 2009

Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr

Tagung vom 24. April 2008 in Zürich, Eigenverlag, Bern 2008

Sprachendiskurs in der Schweiz: vom Vorzeigefall zum Problemfall? – Le discours sur les langues en Suisse: d'un modèle d'exemple à un cas problématique?

Tagung vom 11. November 2005 in Biel, Eigenverlag, Bern 2005

Viersprachig, mehrsprachig, vielsprachig – La Suisse, un pays où l'on parle quatre langues ... et plus

Tagung vom 14. November 2002 in Biel, Eigenverlag, Bern 2003

Langues et production du savoir

Colloque de l'Académie suisse des sciences humaines et sociales à Lugano, 14 juin 2002, Eigenverlag, Bern 2003

Muslimen in der Schweiz – Les musulmans de Suisse

Tagung vom 24. und 25. Mai 2002 in Freiburg, Eigenverlag, Bern 2003



Schweizerische Akademie
der Geistes- und Sozialwissenschaften
Hirschengraben 11, Postfach 8160, 3001 Bern
Tel. 031 313 14 40, Fax 031 313 14 50
E-Mail: sagw@sagw.ch

a⁺ Mitglied der
Akademien der Wissenschaften Schweiz

ISBN 978-3-905870-27-5

